

... Krüppel sein dagegen sehr

Christa Schlett
**Lebensbericht einer
spastisch Gelähmten**

*»Wenn ich mein Leben betrachte,
so waren es fast 39 Jahre,
die ich damit verbrachte,
Behinderte zu sein
und dann erst Mensch.«*



NICHT BEHINDERTE
IST ZU BEDAUERN
SONDERN DIE GESELLSCHAFT
DIE IHN ABLEHNT

**FISCHER
BOOT**





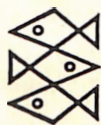
**FISCHER
BOOT**



Christa Schlett

...Krüppel sein dagegen sehr

**Lebensbericht einer
spastisch Gelähmten**



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Fischer BOOT
Lektorat Christel Schütz

Erweiterte Neuausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Oktober 1984
Umschlagentwurf: Evi und Hansjörg Langenfass, Ismaning
Foto: Walter H. Pehle
© Jugenddienst-Verlag, Wuppertal 1970
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1984
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
880-ISBN-3-596-27551-2

Für Dr. Ludwig Landzettel, meinen Freund, der mich durch sein Verständnis und seine Hilfsbereitschaft lehrte, um ein weiteres Stück ins Leben hineinzuwachsen.

»Es gibt kein Schicksal, das nicht durch Verachtung überwunden werden kann.«

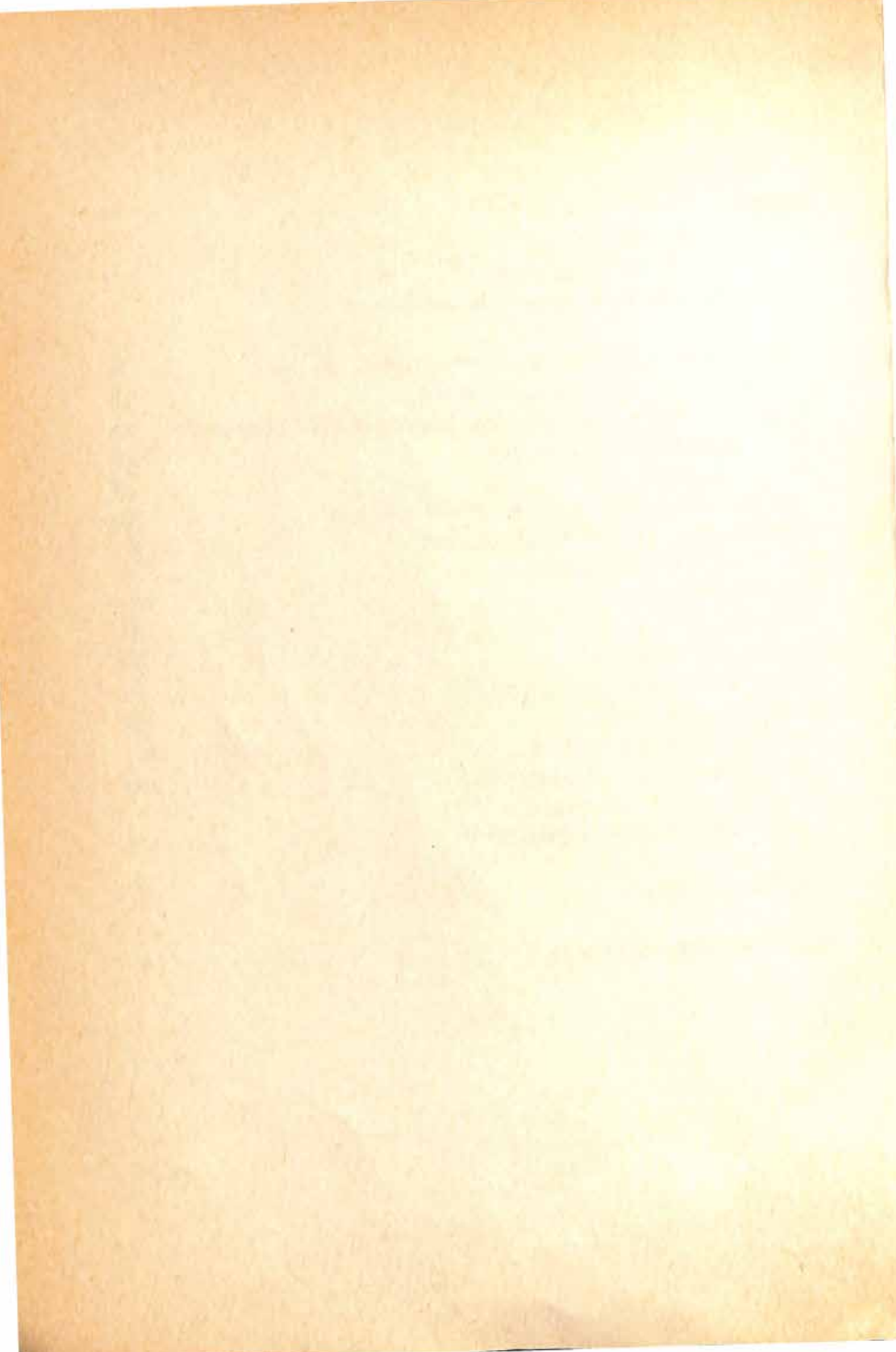
Albert Camus



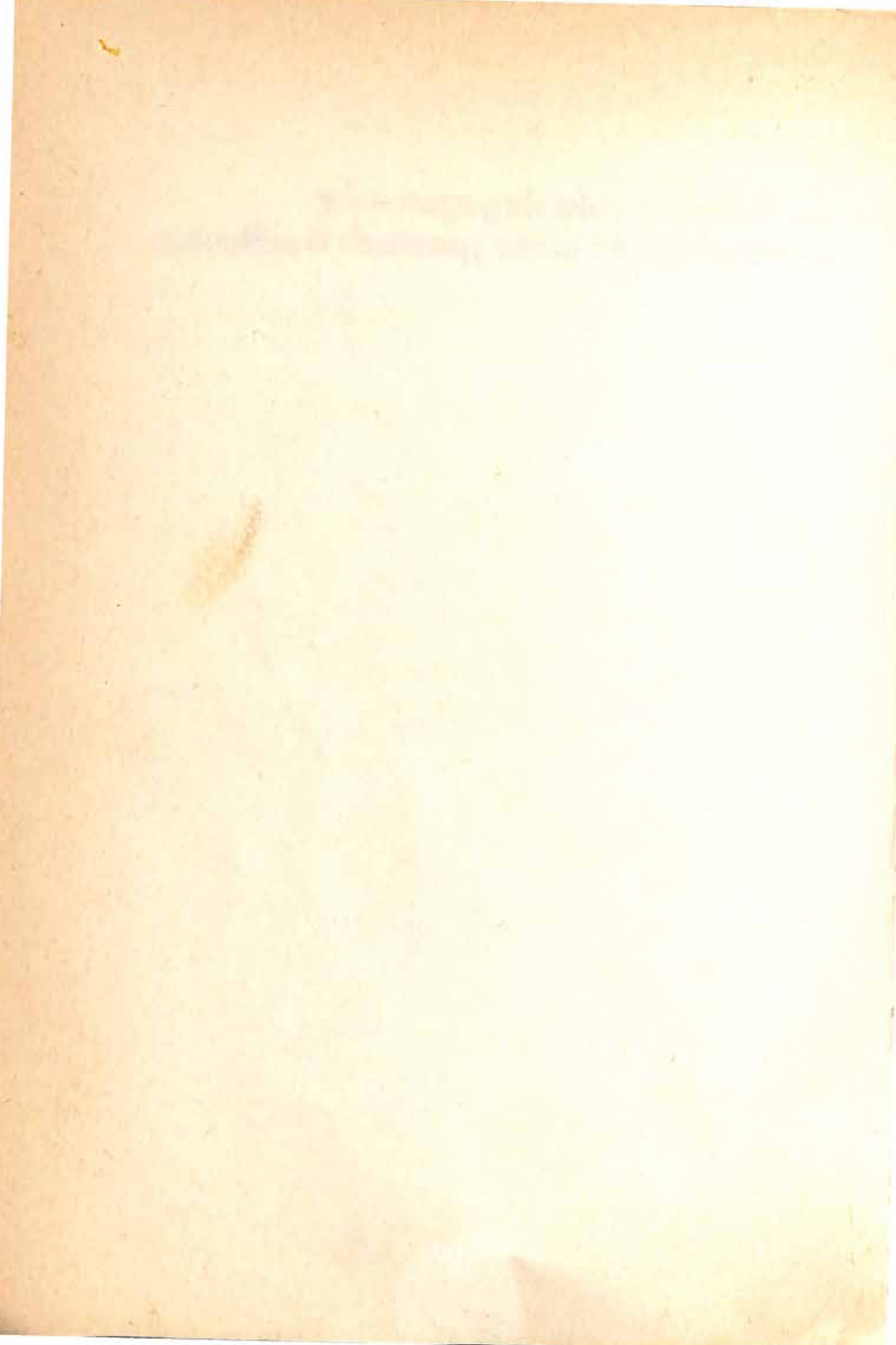
Inhalt

... Krüppel sein dagegen sehr Lebensbericht einer spastisch Gelähmten

Ein Schnauzer mit verwachsenen Beinen	11
Fallen lernen, um stehen zu können	16
Er gab zu, daß ich nicht in den Rahmen seiner Klasse passe	23
Die Gebrechlichkeit besiegen	28
Warum bin ich so?	43
Es koste ihn viel Kraft, sich mit mir abzugeben.	56
Alle weinten – meine Konfirmation	61
Blickfang für Neugierige.	71
Gehirnoperation.	77
Mündig	83
Der fremde Mann	87
Menschlichkeit von 8 bis 17 Uhr.	91
In der Sonderschule	95
Gesellschaftlicher Abstieg	101
Ausflug in die Selbständigkeit	105
Der Behinderte ist normal – wenn man ihn normal behandelt.	111
Tagebuch (1975)	125
Kanten müssen sein (1983)	149



**... Krüppel sein dagegen sehr
Lebensbericht einer spastisch Gelähmten**



Ein Schnauzer mit verwachsenen Beinen

Wenn ich mein Leben betrachte, so sind es bald 39 Jahre, die ich damit verbrachte, erst Behinderter zu sein und dann erst Mensch. Das hört sich hart an und ein wenig bitter, aber man macht so seine Erfahrungen: als »Nehmender« sei man doch immer wieder zu unterwürfiger Dankbarkeit und Katzbuckeldienerei verurteilt. Erklärte mir vor wenigen Wochen doch erst wieder ein Verwandter mit gerechtem Ernst, daß wohl jeder-mann in den sogenannten Himmel komme, welcher an meiner Person Christenpflicht übe. Ja, nun weiß ich endlich, zu was ich in dieser Welt nütze bin! Ist es nicht eine feine Sache, wenn man so vielen Menschen zur Seligkeit verhelfen kann?

Das Behindertsein ist für den anderen immer der ausschlag-gende Faktor. Je größer die körperliche Schwäche ist, um so niedriger, glaubt man, sei die geistige Stärke und die seelische Kraft. Sobald man einen Behinderten wie ein Kleinkind versor-gen muß, behandelt man ihn meistens auch als ein solches, selbst wenn er hundertmal das Gegenteil zu beweisen versucht.

Die Menschen, die als meine Verwandtschaft gelten, sind bunt zusammengewürfelt, und fast jeder sieht etwas anderes in mir. Die meisten versuchen, ihr hilfloses Mitleid hinter Herzlichkeit und Burschikosität zu verbergen, manche zogen sich von vorne-herin und ohne triftige Gründe von meinem Elternhaus zurück, und nur wenige bejahten mich voll und ganz und halfen damit meinen Eltern, ihr Leid mitzutragen.

Mein Vater stammt aus einer Bauernfamilie des Odenwaldes. Es war eine große Familie, die sich erst mit den Jahren einen beträchtlichen Wohlstand erarbeitet hatte. Am meisten beein-druckte mich meine Großmutter, welche ich allerdings nie ge-kannt habe (sie ist schon 1923 gestorben), denn sie gebar 21 Kinder. Ich empfand es von jeher als eine Ungeheuerlichkeit, einer einzelnen Frau so etwas zuzumuten. Dennoch hat die

Tatsache auch etwas Faszinierendes. Natürlich blieben von diesen 21 Kindern nur 12 am Leben, die anderen starben im Säuglings- und im Kleinkindalter. Mein Vater war das jüngste dieser zwölf und von jeher der Liebling der Familie. In der Dorfschule zeigte er nur bescheidene Leistungen und lernte später das Schreinerhandwerk.

Schon früh, teils offiziell, teils inoffiziell, fing er den Handel mit Kunst, Kitsch und Antiquitäten an. Er genoß die lukullischen und alkoholischen Genüsse, die ihn viel Geld und später die Gesundheit kosteten. Auf mir unerklärliche Weise konnte er sich vor seinen »vaterländischen Pflichten« beim Ersten Weltkrieg drücken und stand in einer Frankfurter Kaserne in der hintersten Reihe.

Irgendwann inmitten der Kriegsjahre muß es dann gewesen sein, daß ein Freund ihn zu einer Verabredung mit zwei Mädchen mitnahm. Es war Hungerszeit, und weil jene beiden Herren selbst damals immer etwas Geld in der Tasche hatten (und die beiden Mädchen als Handelsschülerinnen ständig Hunger im Magen), führte man sie dieses und noch viele andere Male zum Essen aus. Ich spöttele heute manchmal, daß die Liebe meiner Eltern wohl beim Anblick von Sauerkraut und Rippchen entbrannt sein müsse, denn das eine der beiden Mädchen war meine Mutter.

Sie stammte aus Worms. Als ältestes von drei Geschwistern kam sie 1901 zur Welt. Die Schule absolvierte sie mit soviel Erfolg, daß die Lehrer meinen Großeltern nahelegten, sie doch auf die Oberschule zu schicken. Aber die leidigen Vorurteile der Gesellschaft, und sicher auch das hohe Schulgeld, ließen diesen Gedanken bald zunichte werden. Mein Großvater war Schlossermonteur für Druckereimaschinen und bekam des öfteren märchenhafte Aufträge, ins Ausland zu gehen, die aber im letzten Moment immer wieder an der mangelnden Bereitschaft meiner Großmutter scheiterten, da sie ihren kleinen Lebensraum höher schätzte denn alle Herrlichkeiten der weiten Welt.

Schon früh war mein Großvater politisch stark engagiert. Als Sozialdemokrat und Gewerkschafter war er bald in der kleinbürgerlichen und moralisierenden Provinzstadt als Roter verschrien.

1911 zog die Familie nach Frankfurt. Nach acht Volksschuljahren durfte meine Mutter nach einigem Widerstreben doch die Handelsschule besuchen. In diesen Schuljahren lernte sie dann meinen Vater kennen, den sie überall als ihren Onkel vorstellte. Schließlich war er schon 34 und sie ein Backfisch von 17 Jahren. Nicht lange danach heirateten sie und zogen in eine unfreundliche Wohnung in einem Hinterhaus.

Es kamen harte Jahre. Im Vordergrund stand die finanzielle Not. Als mit meiner Existenz eine gewisse Verpflichtung auf meinen Vater zukam, versuchte er aus dem nackten Nichts in wenigen Jahren mir eine sichere Grundlage zu schaffen und ruinierte so in sehr kurzer Zeit seine sowieso schon angegriffene Gesundheit. Eine der schlimmsten Belastungen war für meine Eltern die Zeit des Dritten Reiches. Es war die Zeit, als mein Vater kurz zuvor mal wieder auf die Beine gekommen war und zusammen mit einem jüdischen Teilhaber ein Möbelhaus eröffnet hatte. Dies ließ sich auch gut an, doch die Bürger verstanden es, das Geschäft schließen zu lassen und meinen Vater als »Judenknecht« vor ein Sondergericht zu stellen. Diese Geschichte bedeutete für meine Eltern einen Tiefschlag, von dem sie sich nur langsam (wenn überhaupt) erholten.

Trotzdem war gerade in jener Zeit ein gewisser Wohlstand vorhanden, denn mein Vater hatte Verbindungen, hin und wieder ein gutes Geschäft zu machen. Er galt als vereidigter Taxator, welcher Kunstgegenstände auf ihren Wert hin prüft. So ermöglichten es jene politisch so dunklen Jahre, daß meine Eltern sich endlich mal was »gönnen« konnten. Sie zogen in eine recht komfortable Wohnung, die mein Vater bis in den letzten Winkel mit Kunstraritäten vollstopfte, gingen des öfteren aus und einmal im Jahr auf Reisen. Meine Mutter, die ihr ganzes Leben hart gearbeitet hat, wollte nun nachholen, worauf sie so viele Jahre hatte verzichten müssen. Die Ehe mit meinem Vater war nicht immer leicht für sie, vor allem weil der Altersunterschied beträchtlich war und sie sich vom ersten Augenblick an nach einem Kind gesehnt hatte, das dann so lange ausblieb. Einem kleinen Schnauzer, welcher bezeichnenderweise für all das, was noch auf sie zukommen sollte, an den Hinterbeinen etwas verwachsen

war, galt ihrer beider Liebe und Aufmerksamkeit. Der Hund wurde gehalten wie ein Kind, und vieles in ihrem Alltagsleben drehte sich ausschließlich um ihn. Später, als er mir dann die erste Stelle abtreten mußte, litt er sehr unter diesem Verzicht. Mich überfiel dann jedesmal, wenn meine Mutter dies erzählte, ein unerklärliches Schuldgefühl.

Mitten in den Kriegsjahren wurde ich geboren. Blauäugig, glatzköpfig und mit fünf Pfund Gewicht, so lag ich in den Armen meiner Mutter, der es schien, als bekäme ihr Leben durch mich einen neuen Sinn. Mein Vater, der mit seinen sechzig Jahren schon gut hätte mein Großvater sein können, war von meiner Gegenwart anfangs nicht allzu beglückt. Kindergeplärr und vor dem Fenster Windeln zum Trocknen schienen ihm für seine Jahre nicht mehr das Richtige. Aber irgendwann in diesen Wochen, als er mich mal hochnahm oder sich über mein Bettchen beugte, muß es dann passiert sein, daß jenes väterliche Verantwortungsgefühl und jene Zärtlichkeit, mit welcher er mich sein Leben lang umgab, in ihm aufkam. Ich hatte nie Gelegenheit, ihn zu fragen, ob seine Liebe zu mir erst hervorbrach, als er von meiner körperlichen Hilflosigkeit erfuhr, oder ob es eine ganz natürliche Entwicklung war, als er die richtige Beziehung vom Vater zum Kind gefunden hatte. An das letztere aber will und muß ich mich halten, denn nur das gibt mir jetzt und für die Zukunft jenen festen Stand, den ich im Leben brauche. Auf dem morschen Boden des Mitleids können sich keine so hohen Gefühle und Taten verwurzeln, wie sie mein Vater einmal pflanzte, und ich bin sicher, daß er dies auch wußte.

Meine erste Kinderstube muß ein Musterbeispiel für geschmackvolle Einrichtung und beste Pflege gewesen sein. In Bauernwiege und Daunenkissen, mit bestellter Muttermilch aus einer Klinik und Spaziergängen durch den Zoologischen Garten, der unserer Wohnung gegenüberlag, so verbrachte ich die ersten Wochen meines Lebens. Aber all dies schien keinen großen Eindruck auf mich zu machen, denn trotz trockener Windeln und gefülltem Bäuchlein schrie ich oft über Stunden und wühlte meinen Kopf in die Kissen.

Nach etwa zehn oder elf Wochen suchte meine Mutter mit mir

einen Kinderarzt auf. Dr. de Rudder untersuchte mich gründlich, schluckte mal, denn auch Ärzte haben zuweilen ein Herz im Leib, wenn sie vor einem Fall stehen, bei dem wirklich nichts zu »machen« ist. Seine Diagnose: Cerebralparese mit schweren spastischen Verkrampfungen, Augenhintergrund völlig normal. Zu deutsch: ein körperlich behindertes Kind, das im Laufe der Zeit, wenn überhaupt, nur wenige Bewegungen selbständig ausführen kann, mit voraussichtlich guter Intelligenz. – Eine Heilung gibt es nach dem heutigen Stand der Medizin leider noch nicht.

Ich fand nie den Mut und nicht die Gelegenheit, meine Mutter zu fragen, was in den ersten Stunden nach dieser Eröffnung in ihr vorging.

Bald kam ich zu einer einmonatigen Beobachtungszeit in eine Kinderklinik. Doch die Diagnose blieb die gleiche. Die Tatsache blieb bestehen: ich war ein körperbehindertes Kind und würde mein Leben lang behindert bleiben. Dies allein war entscheidend für meine Eltern, damit hatten sie sich abzufinden, damit waren sie konfrontiert, Tag für Tag.

Vier Monate nach meiner Geburt kam für meine Eltern der zweite Schicksalsschlag. Beim ersten Großangriff auf Frankfurt zerstörten Bomben das kleine, unter Mühen erarbeitete Geschäft und einige Kilometer weiter das Haus, das sie bewohnten. Diesmal standen sie wirklich vor dem ausgesprochenen Nichts. Mein Vater, welcher der Stabilität des Geldes nie so recht getraut hatte, hatte fast alles in Wertgegenständen angelegt. Jetzt lag es in Schutt und in Asche, und meine Mutter konnte es kaum fassen, daß sie trotz Türschlüssel nicht mehr in ihre Wohnung konnte. Ich aber soll zum ersten Mal freudig aus meinen Kissen gekräht haben, als ich die rußgeschwärzten Gesichter meiner Eltern sah.

Fallen lernen, um stehen zu können

Was eine eventuelle medizinische Behandlung betrifft, so wurde in den ersten Jahren nichts mit mir gemacht, wenngleich, wie man heute weiß, dies für meinen körperlichen Zustand die günstigste Zeit gewesen wäre, um eine Besserung zu erzielen. In dem kleinen Ort, in dem wir lebten, fand sich auch schwerlich eine Krankengymnastin, und wenn schon, sie hätte nur wenig oder keine Ahnung von der Behandlungsart gehabt, die man heute anwendet. Ich muß lernen, diese Faktoren einzubeziehen, denn es wäre unsinnig, einen Menschen wegen meines Zustandes mit Schuld zu beladen. Wahrscheinlich bin ich um hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen. Wenn die Entwicklung im medizinischen, sozialen und humanen Bereich so weiterschreitet wie bisher, dann werden die Probleme der Spastiker und der Behinderten nach einem gewissen Zeitraum der Vergangenheit angehören. Aber das sind Spekulationen, die heute wenig und damals nichts nützten. Die Zeit stand gegen mich.

Ein Jahr nach Kriegsende hatte mein Vater unter unsäglichen Schwierigkeiten eine Dreizimmerwohnung aufgebaut. Auch Geschäftsräume waren gemietet, mußten aber erst hergerichtet werden. 1946 kehrten wir zurück nach Frankfurt am Main, das nun meine richtige Heimat werden sollte.

Mittelpunkt meiner Erlebnisse war der schräg gegenüberliegende Park, in den man mich fast täglich spazierenfuhr. Die Bäume im Wind, die Kinder auf dem Spielplatz, das zog mich besonders an. Ich konnte stundenlang zusehen und vergaß darüber Zeit und Umwelt. Im Sommer setzte man mich des öfteren in den Sandkasten, und ich versuchte unbeholfen, mit Förmchen und Schaufel etwas zurechtzubauen. Die anderen Kinder musterten mich, doch als ich ihnen zulächelte und mit ihnen sprechen wollte, zogen sie mir Gesichter und streckten die Zunge heraus. Natürlich war ich traurig darüber, doch die Wut, nicht richtig sprechen zu können, überlagerte jene Niedergeschlagenheit. Wenn die Kinder mich verstanden hätten, hätten sie mich gewiß auch anders behandelt.

Gleich nach unserem Umzug sorgte mein Vater für eine krank-

gymnastische Behandlung. Zweimal die Woche fuhr mich meine Mutter – später unser Hausmädchen – in die Praxis einer schon etwas älteren Krankengymnastin. Ich ging zugleich gerne und ungerne hin, denn einmal war sie sehr nett und machte viel Spaß mit mir, zum anderen taten die Übungen sehr weh und strengten furchtbar an.

Schwierigkeiten bereitete mir das Laufen vor allem durch die Spitzfußstellung und das freie Sitzen durch die Gleichgewichtsstörungen. Auf dem hohen Massagetisch bekam ich wahre Angstzustände, ließ man mich auch nur einen Moment allein. Eine Verwandte meines Vaters, selbst eine Krankengymnastin, schickte uns nach einiger Zeit zu einem noch jungen Orthopäden. Dr. Krohn war der erste Arzt, an den ich mich mit vollem Bewußtsein erinnere und der nach eingehender Prüfung bald mein volles Vertrauen genoß. Ärzte waren für mich meist recht wunderliche Wesen. Da sie meist in weißen Kitteln umherliefen und mit merkwürdigen Geräten umzugehen verstanden, galten sie als Respektpersonen, doch sonst hielt ich nicht viel von ihnen.

Ich spürte bei der Krankengymnastin allzu deutlich die eigene Hilflosigkeit, die sich hinter ihrer heiteren Gelassenheit zu verbergen suchte, und es gab später Zeiten, da ich sie deswegen aus tiefster Seele verachtete. In Furcht und Schrecken versetzen kann mich bis auf den heutigen Tag nur der Zahnarzt. In späteren Jahren gab mir eine Studentin der Zahnmedizin geraume Zeit Privatunterricht. Ich mochte sie besonders gern, und mein Fleiß nahm zu, mehr um ihr einen Gefallen zu erweisen als um der Sache willen. Doch jedesmal, wenn ich mir vorstellte, daß sie in der übrigen Zeit lernte, mit Bohrer und Zange umzugehen, denen meine Milchzähne weichen mußten, dann wurde mir angst und bange.

Nach einiger Zeit riet Dr. Krohn, der inzwischen auch privat mit meinen Eltern einen guten Kontakt hatte, zu einem operativen Eingriff, um meine Spitzfußstellung zu beseitigen. So kam ich zum ersten Male von zu Hause weg, was mir natürlich gar nicht gefiel. Im eigenen Kinderbettchen weinte ich mich abends nach Stunden in den Schlaf. Ich verstand den Sinn, daß man mir ja nur

helfen wollte, nicht ganz, der für mich darin bestand, daß man mich von meinen Eltern und der gewohnten Umgebung abgesondert hatte.

Bald kam der Morgen, da man mich auf der Bahre in den Operationssaal fuhr. Die hohen weißen Wände erschreckten mich, und die Operationslampe schien ein Ungeheuer. Was sich damals in meiner Phantasie alles regte, weiß ich nicht mehr. Auf alle Fälle meinte ich, jetzt geschähen entsetzliche Dinge mit mir, und ich schrie aus Leibeskräften. Dr. Krohn sprach beruhigend auf mich ein und fragte, ob ich auch schon zählen könne. Das erboste mich sehr, denn ich hatte es schon immer nicht gerne, wenn die großen Leute meine Intelligenz auf so billige Weise in Frage stellten. Laut und möglichst deutlich sagte ich die Zahlenreihe auf, bis ich unter der Wirkung der Narkose einschlief.

Nach Stunden erwachte ich in einem Gipsverband, der von den Hüften bis zu den Zehen reichte, einen Stab zwischen den Beinen. Es folgten schlimme Wochen, die ich zum größten Teil daheim verbrachte, da mich meine Mutter gerade jetzt unter ihrer Obhut haben wollte. Oft, fast jede halbe Stunde, krampften sich unter dem Gipsverband meine Füße schmerzhaft zusammen, so daß ich laut aufschrie. So ging es Tag und Nacht. Ich glaube, das war in meiner Kindheit eine der schwersten Prüfungen, welche meine Eltern durchzustehen hatten. Mit dem Hausmädchen wechselten sie sich ab, damit einer immer an meinem Bett Wache hielt und durch bestimmte Bewegungen den Krampf zu lösen versuchte.

Nach drei Monaten, am Tag der Währungsreform, schnitt Dr. Krohn mit einem zum Fürchten aussehenden Messer den dicken Gipsverband auf. Da ich dachte, er schneide mir jeden Moment ins Fleisch, weinte ich bitterlich. Heraus kamen zwei streichholzähnlich dünne Beine, die meine Mutter entsetzt bejammerte.

Nach einer Beruhigungszeit packte man mich ins Bett. Ich fiel in einen leichten Schlaf, doch bald setzten meine Verkrampfungen um so stärker ein, und plötzlich waren meine Knie und Hüften wieder völlig angebeugt. Alle Versuche, die Beine wieder in die gestreckte Lage zu bringen, blieben vergeblich. Erst Dr. Krohn, den man am nächsten Tag eilends rief, gelang dies mit wenigen,

allerdings sehr schmerzhaften Griffen. Jetzt erhielt ich Gipschalen für die Nacht, doch als die immer wieder verrutschten, einen zweiten Gipsverband, der vom Knöchel bis zum Oberschenkel reichte.

Dies war der entscheidende Moment, in dem ich zum ersten Male, mit besonderem Schuhwerk, auf meinen Beinen stehen konnte. Wenn ich nun noch mein Gleichgewicht fand, konnte ich laufen. In einem Laufgitter, das mein Vater hatte anfertigen lassen, schob ich damit durch die Wohnung. Ich saß mehr auf meinem Allerwertesten als ich lief. Dann rief ich jeweils laut um Hilfe, weil ich ja nicht aufstehen konnte. Doch mit jedem neuen Tag errang ich ein wenig mehr Sicherheit und glaubte fest, daß ich es schaffen würde. Nach einer Weile konnte ich ohne das Gitter zu laufen versuchen, wenn nur einer da war, der mich auffing, falls ich zu stürzen drohte. Die innere Sicherheit ist bis auf diesen Tag der entscheidende Faktor, denn ich brauche sie zu jeder neuen ungewohnten Tätigkeit.

Bald danach, im Frühherbst, lief ich langsam an der Hand meiner Mutter die Straßen ein Stück auf und ab. Man freute sich überall mit meinen Eltern, und um den Nährboden Hoffnung immer noch weiter zu düngen, stellte man die unglaublichsten Voraussagen an und malte meine Zukunft in den leuchtendsten Farben aus. Ich aber glaubte vor allem an mich und daß ich es den bösen Beinen schon zeigen würde, wenn sie nicht so wollten wie ich.

In der krankengymnastischen Behandlung lernte ich jetzt als erstes das Wiederaufstehen, wenn ich hingefallen war. An Tisch, Stuhl oder Schrank konnte ich mich selbst hochziehen, was jedesmal eine besondere Anstrengung war. Doch gerade dieser neue Beweis meiner Selbständigkeit gab mir neue Antriebskraft. Es begann der Kampf gegen meine körperliche Schwäche. Sämtliche Familienmitglieder kamen in den ersten Tagen jedesmal hilfreich angelaufen, wenn sie irgendwo einen Bums hörten und ich schon wieder dabei war, mich aufzurappeln. Nach einigen Tagen waren alle daran gewöhnt, daß ich mich in irgendeiner Wohnungsecke als Stehaufmännchen vergnügte.

Heute erst ahne ich, welche Willenskraft es meine Mutter gekostet haben muß, mir in diesen und anderen Situationen nicht helfen zu dürfen. Wie oft streckte ich hilfeschend die Hand nach ihr aus, wenn ich dachte, ich könne nicht mehr weiter. Dann biß sie erst einmal die Zähne zusammen und wies mich dann mit barschem Ton zurück. Aber nur so half sie mir richtig. Nur auf diese Weise konnte ich eine gewisse Selbständigkeit erreichen. Ich war natürlich unglücklich über das Verhalten meiner Mutter und meinte, sie sei roh und herzlos. Abends suchte ich dann Trost und Schutz auf dem Schoße meines Vaters, der leider allzu leicht auf meinen Ton einging.

Ja, jetzt bin ich bei dem Thema, das einen meiner größten Fehler aufweist. Von jeher spiele ich gerne Leute gegeneinander aus, und am besten verstand ich das bei meinen Eltern. Ich spürte von Kindheit an, daß sie sich über die Erziehungsmethoden nie so recht einig waren, und nutzte dies aus, wo ich nur konnte. Mein Vater, schon seines hohen Alters und der meist ängstlichen Zärtlichkeit wegen, brachte nicht die notwendige erzieherische Konsequenz auf. Es gab keine Bitte, die er nicht zu erfüllen suchte, und kaum einen Wunsch, den er mir nicht von den Augen ablas. Ich wüßte niemanden, zu dem ich mit den Kummernissen meiner kleinen Kinderwelt gegangen wäre, denn zu meinem Vater. Er tröstete mich, er gab mir recht, er schützte mich gegen jedermann.

Daß ich in jenen Kindertagen schon eine gewisse Dankbarkeit an den Tag gelegt hätte, muß ich heute ernsthaft bezweifeln. Es schien alles so selbstverständlich, denn der Mittelpunkt dieser kleinen Welt, die man um mich herum gebaut hatte, war ich. So hätte ich es einfach nicht begriffen, wenn man mir von der Schonkost, welche mein Vater dann bald täglich essen mußte, nicht auch meinen Teil mit abgegeben hätte. Ein Tellerchen voll stand zum Naschen ständig für mich auf dem Tisch, was meine Mutter oft sehr ärgerte, denn von der eigentlichen Mahlzeit aß ich dann kaum etwas.

Auf diese Weise gerieten meine Eltern häufig in Streit, an dem ich mich innerlich sehr ergötzte, weil ich wußte, daß mein Vater der stärkere blieb. Seine oft schon seltsamen Erziehungsmethoden

trieben es soweit, daß er abends niemals mehr zusammen mit meiner Mutter ausging, weil er wußte, wie sich mein Angstgefühl steigerte, wenn ich allein in der Wohnung war. Selbst der Obhut einer Bekannten oder Nachbarin vertraute er mich nur ungern an.

Natürlich, tagsüber stand ich unter Aufsicht meiner Mutter. Da gab es ein hartes Muß und ging es gar nicht anders, auch mal eins hintendrauf. Es waren stets die gleichen Forderungen, die sie an mich richtete, denen ich aber einfach nicht nachkommen konnte, selbst wenn ich mich darum bemühte: Gerade sitzen, gerade gehen, aufpassen, daß ich mich beim Essen nicht bekleckere, so klang es (und klingt es noch heute) an mein Ohr. Daneben versuchte meine Mutter, mich mit den hübschesten Kleidern, den schönsten Puppen und den buntesten Bilderbüchern zu verwöhnen. Freudig nahm ich alles entgegen. Vielleicht gab ich ihr dafür auch einmal freiwillig einen Kuß, doch bei der ersten Ermahnung war es mit dieser vertraulichen Stimmung wieder vorbei und die alte Feindschaft wieder hergestellt.

Von frühester Kindheit an interessierte ich mich lebhaft für alles Neue und Unbekannte in meiner Umgebung. Da ich aber nicht wie andere Kinder etwas mit den Händen betasten und untersuchen konnte, so nahm ich alles mit den Augen und Ohren in mich auf und galt deshalb als besonders neugierig. Meine Mutter erzählte später mit Stolz, ich hätte mit knapp vier Jahren schon die Zeiten der Uhr sagen können. Zeiger und Ziffern waren ein unerklärliches Rätsel für mich und die verschiedenen Glockenschläge unergründlich. Bald hatte man mir das Zählen beigebracht und mir gezeigt, wie die Ziffern aussehen. Damit war das Rätsel »Uhr« geklärt, und fragte jemand nach der Zeit, beeilte ich mich, die richtige Antwort zu geben.

Meine Mutter wünschte in jener Zeit einen untrüglichen Beweis dafür zu erhalten, daß ich keinerlei geistige Störungen hatte. So suchten wir eines schönen Nachmittags einen neuen »Onkel Doktor« auf, welcher mich nicht wie die anderen mit Hörrohr und Klopffämmerchen untersuchte, sondern mich auf seine Knie setzte und mit mir zu reden begann. Das fand ich höchst seltsam. Aus seiner Tasche nahm er Geldmünzen und legte sie mir vor.

»Was habe ich denn hier?« fragte er ganz ernsthaft. Doch ich meinte, er triebe seine Scherze mit mir.

Wie konnte ein »Onkel Doktor« nur so dumme Fragen stellen. Ich faßte es kaum und sah hilfeschend meine Mutter an, doch die ermahnte mich nur wie immer zum unbedingten Gehorsam. So fügte ich mich eben in diese merkwürdige Situation und sagte, dies sei halt Geld. Auch die anderen Fragen versuchte ich, so gut, wie ich es verstand, zu beantworten. Sobald man mich ließ, kletterte ich vom Schoß des Doktors herunter, weil es mir dort zu ungemütlich wurde. Ich vergaß diesen Vorfall, da ich mir einfach nicht erklären konnte, was jener Arzt eigentlich von mir wollte. Erst Jahre später, als meine Mutter diese Episode anderen zum besten gab, amüsierte ich mich darüber.

Die Zeit nach meiner Operation und vor dem Schulbeginn durch die Privatstunden verging für mich angenehm und aufregend. Mein Lebensraum hatte sich durch das selbständige Laufen beträchtlich erweitert. An einem Geburtstag meiner Mutter geschah es, daß ich plötzlich auf der Straße ihre Hand losließ und ganz allein bis zum Bordstein wackelte, um aus reiner Neugier in eine der gefüllten Mülltonnen zu gucken. Meine Mutter, die gerade mit einer Nachbarin sprach, merkte dies erst einige Augenblicke später. Eilends rannte sie hinter mir her und gab mir vor Schreck und Freude zugleich eins hinten drauf, wenngleich ich mir dieses Mal wirklich nicht erklären konnte, was ich schon wieder angestellt haben sollte. »Man wird sich doch wohl noch mal ansehen dürfen, was in den Mülleimer alles reinkommt«, sagte ich ehrlich aufgebracht.

Das war das Fanal zu einer langen Zeit, in der man hoffte, wartete, übte und viel Leid trug, damit ich das Laufen erlerne.

Er gab zu, daß ich nicht in den Rahmen seiner Klasse passe

Nach der Währungsreform begann mein Vater mit den ersten größeren Versteigerungen und hatte bald wieder einen guten Namen als Auktionator. Er schleppte ständig neue Sachen nach Hause, worüber ich mich freute, denn alles Unbekannte erregte meine Aufmerksamkeit, und ich wollte erfahren, welchen Sinn und welchen Zweck der jeweilige Gegenstand in unserer Wohnung zu erfüllen hatte.

Weil ich jetzt schon eher auf die Straße kam, wurden auch die Kinder aus der Nachbarschaft auf mich aufmerksam. Ich war stolz, daß ich laufen konnte, und zeigte es auch. Vielleicht war es dieser Stolz, der die anderen so beeindruckte, daß keiner mit mir Spott zu treiben wagte oder über mich lachte. Im Gegenteil, die Kinder schlossen sich mir an und versuchten mit mir zu spielen. Das gestaltete sich natürlich schwierig, denn die meisten Kinderspiele erforderten Geschicklichkeiten, die ich nicht besaß. Jedoch: Murmeln schob ich mit dem Fuß ins Loch, beim Seilhüpfen drehte ich die Schnur, und spielten sie Fußball, durfte ich auch mal schießen. Dann schrien alle »Tor«. Doch ich war gar nicht so begeistert, weil ich spürte, sie wollen mir nur eine Freude machen, und das kränkte mich. Trotz allem aber war ich gerne mit diesen Kindern zusammen.

Damals begann auch eine herrliche Jugendfreundschaft. Sie fiel erst in den letzten Monaten endgültig auseinander, weil Zeit und Umwelt uns zu verschiedenartig geprägt hatten. Es waren zwei Jungen aus der Nachbarschaft, die teils von selbst, teils auf die Ermahnungen ihrer Eltern hin, doch »nett« zu mir zu sein, auf mich aufmerksam wurden. Sie standen fast jeden Sonntagmorgen vor unserer Haustür, halfen, wenn man mich in meinen Kinderwagen setzte, und nahmen mich mit zum Kindergottesdienst in der nahe gelegenen Kirche. Der Weg führte durch den Park, und die beiden hatten oft ein so rasantes Tempo drauf, daß wir gegen Bäume fuhren oder in den Graben, so daß der Wagen umkippte. Ich fand das herrlich, denn mir tat nichts weh. Freudig juchzte ich dann in meinem Wagen, wenn die beiden Jungen mir den Erdstaub von den Kleidern klopfen.

In dieser Begeisterung lief mir dann öfters der Speichel aus dem Mund, und aus den kleinen Bemerkungen der Jungen hörte ich sehr wohl die Rüge heraus. Das kränkte mich dann ein wenig. Für einen Augenblick verwünschte ich die ganze Welt und mich dazu. Doch das ging vorüber, so rasch, wie der Windstoß einmal durch die Bäume rauschte.

Die Atmosphäre im Kirchenraum nahm mich von Mal zu Mal mehr gefangen. Meist empfing uns der Küster schon am Eingangsportal und half mir beim Aussteigen. Er führte mich immer auf denselben Platz derselben Bank weit vorne beim Altar. Die Jungen saßen rechts und links von mir, zogen mir das Kleid zurecht, hielten mir das Gesangbuch vor die Nase, wenngleich ich noch nicht lesen konnte, und zerrten mich hoch, wenn es Zeit zum Beten war. Oft genug hatte man ihnen erklärt, daß ich ruhig sitzen bleiben könne. Doch die beiden hörten nicht darauf und nannten es »Gymnastik«.

Die Orgel mit ihren weichen Tönen und ihrem vollen Klang hielt mich stets in Bann. Da wurde ich ruhig und meinte, weit weg zu sein, irgendwo. Die Reden des Pfarrers verstand ich nicht richtig, weil er immer von jemandem sprach, der schon tot war und doch unter uns weilte. Mir blieb der Zusammenhang unklar, doch da der Herr Pfarrer immer so ernst davon sprach und sonst recht freundlich war, mußte es schon irgendeine Bewandtnis damit haben. Aufmerksam hörte ich ihm zu und verfolgte seine oft überschwenglichen Bewegungen.

Späterhin fielen mir andere Merkwürdigkeiten an ihm auf, dann nämlich, wenn er nach der Predigt mit großem Gehabe auf mich zukam und mich in die Arme schloß: »Gott segne Dich, mein Kind«, rief er aus, daß es nur so durch den Kirchenraum schallte. Über die Falten des Talars sah ich dann zu meinen Jungen hin, die betreten daneben standen. Bald aber wußten wir, wie man solchen Rührseligkeiten entkommen konnte. Gleich nach dem letzten Orgelton packten die beiden mich unter den Armen und strebten so schnell es ging dem Ausgang zu.

Auch in späteren Jahren besuchte ich öfter den Gottesdienst. Doch in der Zwischenzeit war mein Gehör kritischer geworden, und es gab Sätze, über die ich lange nachdenken mußte. Das

Vaterunser hatte ich bald durch seinen Rhythmus gelernt und sprach es eifrig mit. Auffallend, daß ich im Sprechchor nie ins Stottern geriet oder zurückblieb. Laut sprach ich die Worte, und je häufiger ich sie sagte, desto klarer wurde mir ihr Sinn.

Sehr deutlich spürte ich, dieses Gerede des Pfarrers von Gut und Böse war Theorie und vom Leben weit entfernt. Aber der gleichbleibende Schluß zum Ende seiner Predigt, »Denn der Herr bewahre Euch und sei mit Euch immerdar«, gab mir viel Mut und den festen Glauben, nie allein zu sein. Die christliche Lehre jedoch hat mir nie jene innere Festigkeit gegeben, wie manche Leute vielleicht annehmen. Das Verständnis mit einem Menschen verlieh mir zu allen Zeiten mehr Kraft als alle mystischen Ergüsse. Die Liebe Gottes ist hoch und weit, in meinem kleinen Leben spielten jedoch die zärtliche Hand und das verstehende Wort stets die wichtigere, die entscheidende Rolle. Mag sein, daß ich mit dieser Lebensanschauung noch eine gewisse Unreife an den Tag lege. Es heißt, man solle von Menschen nicht mehr erwarten als von Gott. Im Grunde erwarte ich auch nichts von ihnen. Aber ich will mit ihnen leben und vielleicht das Glück erfahren, den einen oder anderen lieben zu dürfen. Dies sind große Worte, welche erst dann verständlich werden, wenn man berücksichtigt, wie oft ich und wie sehr ich allein bin. Ich empfand dies noch nie als eine Last und setze es nicht mit Einsamkeit gleich, doch entwickelte ich in dieser Abgeschiedenheit eine Art Wunschbild von den guten Qualitäten des Menschen, die lediglich darauf warten, geweckt zu werden.

Bald kam ich in das schulpflichtige Alter, und neue Probleme tauchten für meine Eltern auf. Mein Vater wollte mich unter keinen Umständen in eine normale Volksschulklasse schicken, weil er fürchtete, ich sei dort zu sehr dem Spott und der Willkür der anderen Kinder ausgesetzt. Auch erinnere ich mich dunkel eines Lehrers, der aus der Volksschule zu uns gekommen war und zugab, ich passe nicht in den Rahmen einer Klasse.

Meine Eltern rückten die erste Annonce für eine Privatlehrerin in die Zeitung. Eine junge, zaghafte Biologiestudentin wurde ausgesucht, die dreimal die Woche erschien und mit der ich gerne meinen Schabernack spielte. Natürlich achtete niemand darauf,

denn es schien selbstverständlich, daß ich von heute auf morgen ein sittsames Schulmädchen würde. Mit Freuden stellte ich mich dümmer, als ich war, um plötzlich aus heiterem Himmel die richtige Antwort zu geben. Dann staunten alle und lobten mich wegen meiner schnellen Aufnahmefähigkeit.

Meist kam das Fräulein nach dem Mittagessen. Mein Vater, der zu dieser Zeit im Nebenzimmer seine Mittagsruhe hielt, lauschte dann angespannt dem Fortgang unserer Unterhaltungen. Oft glaubte er mich mit dem jeweiligen Stoff überfordert und stieß finster blickend zu uns ins Zimmer und erteilte der Lehrerin Maßregeln, wie sie mit mir zu arbeiten habe. Märchen vorzulesen und Bilder zu besehen und manchmal etwas Rechnen, dies sei ihre Aufgabe. Bei alledem dürfe man mich ja nicht überanstrengen, dazu sei ich zu zart und hätte schon soviel durchmachen müssen.

Ich saß dabei und amüsierte mich köstlich, wie man doch auf meinen Zustand Rücksicht nahm, blieb jedoch bei diesen Unterrichtsmethoden in keiner Weise ausgelastet und empfand den lockeren Umgang eher als eine unterhaltsame Spielerei.

In vollen Zügen genoß ich die Stunden meiner Kindheit, umgeben mit allem, was mir Freude machte, mit ständig wechselnden Eindrücken, die einem Erwachsenen zwar banal erscheinen mögen, mir aber Anlaß zu Fragen und neuen Erkenntnissen gaben. Am meisten beeindruckten mich die Menschen. Nichts konnte so meine Aufmerksamkeit erregen wie ihr Verhalten untereinander und mir gegenüber. Ihr mitleidiges Gerede und die kleinen Tränen in den Augenwinkeln berührten mich damals kaum. Wie Regentropfen an einem Stein glitt alles an mir ab. Aus der Erwachsenenwelt fand außer meinem Vater keiner so leicht einen Zugang zu meinem Inneren.

Ein herzliches Verhältnis verband mich in jenen Kindertagen mit meinem Großvater. Es war jedesmal eine große Freude, wenn es hieß: »Morgen kommt der Opa auf Besuch.« Dann tappte ich mit bloßen Füßen aus dem Bett und ihm entgegen, wenn ich morgens sein Klingelzeichen hörte. Mutti deckte dann für uns beide den Frühstückstisch. Noch im Nachthemd, was Opa allerdings gar nicht so gerne sah, weil er selbst schon am frühen

Morgen immer fertig angezogen war, saß ich dicht neben ihm und ließ mir geduldig die viel zu großen Stücke des Marmeladenbrötchens in den Mund schieben. Dabei erzählte er mir die unsinnigsten Begebenheiten aus seiner Jugendzeit, welche ich um so lustiger fand, je unwahrscheinlicher sie sich anhörten. Am liebsten berichtete er von riesengroßen Portionen, die er früher einmal essen gekonnt habe, und von der schweren Arbeit an den Druckereimaschinen. Dies habe ihm aber alles nichts ausgemacht, weil er ein kräftiger Kerl gewesen sei, der mit allem fertig wurde. Ich müsse jetzt aber auch so tüchtig essen, um einmal solches leisten zu können. Eifrig nickte ich hierzu, wengleich ich den Zweck nicht verstand, weshalb ich einmal an Druckmaschinen arbeiten sollte.

Mein Vater wurde in dieser Zeit immer merkwürdiger und nahm rapide an Körpergewicht ab. Oft kam er mürrisch nach Hause, aß kaum etwas, und wollte ich zu ihm, schob er mich mit sanfter Bestimmtheit aus dem Zimmer. Das gefiel mir gar nicht, und ich schmollte eine ganze Weile. Irgendwie spürte ich aber, daß mit Papa einiges nicht stimmte. Es setzte sich mir eine merkwürdige Art Angst ins Herz. Mehrmals in der Woche kam jetzt der Arzt ins Haus und gab ihm verschiedene Spritzen. Jedoch, der Zustand besserte sich nicht. Etwas später hieß es, Papa müsse für mehrere Wochen zur Kur, was ich mit recht gemischten Gefühlen aufnahm. Wie sollte ich das überstehen, wenn ich so ganz auf meine Mutter angewiesen wäre? Meine Mutter war schon mehrmals für mehrere Tage aufs Land gefahren. Dort besuchte sie Verwandte und Bekannte und brachte auch in der schlechten Zeit manches Eßbare mit. Nie hätte mich ihre Abwesenheit irgendwie gestört, da mich tagsüber meine Großmutter versorgte und ich ohnehin sehnsüchtig auf den Abend wartete, wenn mein Vater nach Hause kam.

Als er die Koffer packte, ging ich in ein anderes Zimmer, damit er nicht sähe, wie traurig ich war. Die Zeit seiner Abwesenheit wurde jedoch gar nicht so fürchterlich, denn jeden Tag kam eine Karte, auf welcher er schrieb, was er alles tun müsse, daß er an mich denke und mich sehr lieb habe. Dies freute mich sehr, einmal, weil ich spürte, Papa dachte ständig an mich, zum

anderen, weil ich ja noch nie Post empfangen hatte und die Anschrift »Fräulein« meine Eitelkeit förderte.

Gerade in diesen Wochen bekam ich mit meiner Mutter einen engeren und harmonischeren Kontakt. Sie mußte jetzt frühmorgens selbst ins Geschäft, und kehrte sie abends zurück, war sie abgespannt, hatte den Kopf voller Sorgen und nahm mich meist liebevoll auf den Schoß. Geduldig hörte sie meinem Geplapper zu, packte so manche Überraschung für mich aus und meinte, jetzt stünden uns schwere Zeiten bevor, die wir gemeinsam zu tragen hätten. Von all dem fühlte ich mich seltsam berührt und ahnte, daß die Zeit der unbeschwerten Kindertage nun doch irgendwie zu Ende ging.

Anfang Mai kehrte mein Vater von der Kur zurück. Er war fast bis zur Unkenntlichkeit abgemagert und geschwächt und nahm den freudigen Empfang mit müdem Lächeln entgegen. Nur einmal raffte er sich noch auf, um im Geschäft nach dem Rechten zu sehen. Sonst lag er im Bett. Nur selten durfte ich zu ihm. Dann hielt er meine Hände, erzählte von den Reisen und daß wir später einmal überall zusammen hinführen. Sonst aber gebot man mir, in der Wohnung Ruhe zu halten, denn Vaterginge es schlecht. Am frühen Morgen meines achten Geburtstages starb er im Krankenhaus. Mit einer Puppe, die man noch in seinem Namen gekauft hatte, trat meine Mutter wenige Stunden später an meinen Geburtstagstisch. Sie wünschte mir viel Glück und eine schöne Zeit im neuen Lebensjahr. Papa sei jetzt im Himmel und schaue mir zu, bei allem, was ich mache.

Die Gebrechlichkeit besiegen

Mit dem Tode meines Vaters begann ein völlig neuer Lebensabschnitt. Es gab Zeiten, in denen ich später finster zu sagen pflegte, dies sei das Ende meiner Kindheit gewesen. Doch das stimmt nicht ganz. Das Nest der kindlichen Geborgenheit ist erst jetzt, da ich eigentlich längst schon zu den Erwachsenen gehöre, am Abbröckeln. Ich reagiere oft noch wie ein Kind, weil man mir

allzu lange Zeit alle größeren Entscheidungen abgenommen hat. Heute erst bin ich im Begriff, meine innere Unabhängigkeit zu erlangen und mich auf mich selbst zu besinnen.

In den ersten Tagen nach Vaters Tod wollte ich nichts hören, nichts wahrhaben. Er würde wiederkommen, mußte wiederkommen! Was war ich denn schon ohne ihn? Wenige Tage danach kamen viele Leute, die ich zum Teil nicht einmal kannte, zur Beerdigung. Ich ahnte nur halb, was jetzt mit Vater geschah, wunderte mich aber, daß die Gesellschaft, morgens noch in tiefer Trauer, gegen Abend bei einem guten Wein in feucht-fröhliche Stimmung geriet. Selbst heute noch, da ich die lebensbejahende Einstellung meiner Verwandtschaft etwas genauer kenne, läuft es mir bei dieser Erinnerung kalt über den Rücken. Mutter behauptete zwar, daß es meinem Vater nur recht sei, wenn man einen letzten Schluck auf sein Wohl trinke, doch trotz dieses Einwandes bleibt es mir unerklärlich, daß zivilisierte Menschen einen solch traurigen Anlaß »feiern« können.

Aber auch dieser Tag ging zu Ende, wie alle jene, die noch kamen, an denen ich beharrlich auf die Rückkehr meines Vaters wartete. Doch er kam nicht, und meine Einsamkeit wuchs ins Unermeßliche. Zu dieser Zeit bemerkte ich, daß die Beziehung zu meiner Mutter enger war, als ich gedacht hatte. Bisher war es ja selbstverständlich gewesen: sie war da, wenn ich sie brauchte. Sie sorgte für mein Lieblingsessen, zog mir immer das an, was ich gerne mochte, sie tat die vielen kleinen Handreichungen, die meinen Alltag erleichterten. Dies alles fand ich so selbstverständlich, daß mir nur selten ein »Danke schön« über die Lippen kam. Mutter war eben dafür da, Vater und mich ordentlich zu betreuen. Jetzt aber war ich mehr oder weniger auf mich angewiesen.

Ich wurde dabei sehr schnell ungeduldig, hatte an allem etwas auszusetzen und saß stundenlang mit einem Märchenbuch auf dem Schoß, ohne darin zu lesen. Das Leben war für mich ein dunkler Raum geworden, aus dem es keinen Ausgang gab. Dies zu wissen machte mir meinen Zustand nur noch schwerer, ich geriet in aggressive Handlungen, welche meine Umwelt nicht zu steuern verstand. Ich galt als ein besonders böses Kind, das man bei der Schwere seiner Krankheit jedoch nicht strafen dürfe.

Meine Mutter überlegte lange, wie sie mir am besten helfen könne, geistig, seelisch und körperlich. Ich brauchte einen Menschen, der mich führte, der ständig für mich da wäre. So engagierte sie kurz entschlossen eine Krankengymnastin zu meiner Betreuung, die mir gleichzeitig auch Schulunterricht geben sollte.

Mit dem Vertändeln der Tagesstunden war es endgültig vorbei. Alles bekam seine Ordnung und eine feste Gesetzmäßigkeit. Die »Tante« (ich durfte sie so nennen, weil ich ihren Namen nicht aussprechen konnte) trat jeden Morgen pünktlich um 8 Uhr in mein Zimmer, zog die Vorhänge zurück und meinte, sie wolle jetzt mit mir turnen. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, mich zu fragen, ob ich damit einverstanden sei. War Mutter bisher so früh ins Zimmer getreten, schimpfte ich oder stellte mich schlafend, so daß sie mir den Willen ließ und ich schlafen durfte, bis der Hunger mich aus dem Bett trieb.

Jetzt half nichts, die Decke wurde weggezogen, und dann: rechtes Bein hoch – linkes Bein hoch – und locker lassen – und laufen und gerade stehen und und und... Die Kommandos prasselten nur so an mein Ohr, eine ganze halbe Stunde lang. Danach ging es zum Duschen in die Wanne. Das Wasser war mir zwar zu kalt, aber die Tante meinte, dies sei gesund, und dabei blieb es. Auch brachte sie mich mit der Zeit dazu, das anzuziehen, was gerade am praktischsten war, und nicht immer nur jene Kleider, von denen ich glaubte, sie stünden mir am besten.

Am Frühstückstisch hatte ich die schwerste Klippe des Tages zu überwinden, nämlich das Brötchen auf meinem Teller fertig zu essen. Einmal ließ mich die Tante deswegen zwei Stunden am Tisch sitzen. War ich endlich angezogen und hatte brav gefrühstückt, war es Zeit, alleine meine Schulbücher aus der Kommode zu holen, mich an den großen Tisch zu setzen und auf die Tante zu warten, die jetzt als Lehrerin in Erscheinung trat. Auch mit ihr versuchte ich anfangs meinen Schabernack, indem ich mich bei manchen Fragen viel dümmer anstellte, als ich war. Sie ließ sich jedoch nicht lange täuschen und fand bald heraus, was ich bereits konnte und wo es am meisten haperte.

Rechnen konnte ich damals wie heute nur sehr schlecht und

hatte auch gar keinen Spaß daran. Doch alles Trotzen half nichts, jeden Morgen zur selben Stunde wurde mir mindestens dreimal das Einmaleins abverlangt, so lange, bis ich es konnte. Das waren gräßliche Stunden, und niemand holte mich aus dieser Einöde heraus. Kein Mensch hatte mit mir und meinem körperlichen Zustand Mitleid. Die Tante besaß eine nette Art, mir klarzumachen, daß ich nur das lernen und können müsse, was meine körperlichen Fähigkeiten nicht überfordere. Mein Geist sei unbegrenzt aufnahmefähig, dies müsse ich mir zu Nutzen machen, um später einmal meine Gebrechlichkeit besiegen zu können. Auf einer Schiefertafel mußte ich Buchstaben und Zahlen nachmalen und aus Kinderbüchern das Lesen üben. So sollte ich die Orthographie beherrschen lernen und beim lauten Lesen meine undeutliche Aussprache ein wenig verbessern.

Es fiel mir zu allen Zeiten schwer, mich rein akustisch verständlich zu machen. Medizinisch gesehen, erzählte man mir, habe ich keine Störungen an den Stimmbändern und am Kehlkopf. Allein die spastischen Verkrampfungen rufen jene grunzenden Laute beim Sprechen hervor, so daß Fremde glauben können, ich sei auch geistig behindert. Für Menschen, die mich schon länger kennen, ist meine undeutliche Sprache durchaus verständlich, und je sicherer ich bin, daß mein Gegenüber mich versteht, um so gelockerter kann ich sprechen. Ich spüre fast jede Veränderung im Verhalten meines Gegenübers. Manchmal begegne ich auch Menschen, die nicht genau zuhören wollen, aus Desinteresse oder aus Zeitmangel. Dann ziehe ich mich zurück, da ich nicht möchte, daß irgend jemand sich gezwungen fühlt, sich mit mir zu unterhalten. Ich möchte nicht behaupten, besonders stolz zu sein in dieser Hinsicht – wie so viele Behinderte –, nur bin ich immer wieder darum bemüht, den Menschen nicht auf die Nerven zu fallen, wenn sie mich nicht mögen. Geben sich trotz meiner Behinderung Menschen mit mir ab, so muß ich voraussetzen können, daß sie mich annehmen, möglichst unsentimental und in aller Konsequenz.

Oft erlebte ich, daß man mich nur deshalb nicht ernst nahm, weil meine Aussprache nicht wohlklingend ist. Mitunter traf mich dieses Unverständnis meiner Mitmenschen hart. Trotz des Unter-

schieds zwischen Behinderten und »Gesunden« sollte man Partnerschaft miteinander halten können. Sicher: Behinderte spielen gerne den großen Leidenden, und der Gesunde toleriert ihr Leiden dann falsch und ist nicht flexibel genug. Aber: Mich stören manchmal die Leute, die eigens dazu ausgebildet wurden, sich mit Behinderten zu beschäftigen. Die Gesellschaft stellt uns um eine Stufe niedriger damit. Wehe, wenn man unsere Helfer dann auf uns losläßt! Lehrer, Heilpädagogen, Krankengymnastinnen und dergleichen mehr wurden vorher geprüft, gefiltert und vorbereitet, so daß sie dann auf jede unserer Rede- und Handlungsweisen eine physiologische Erklärung finden.

Damit will ich nicht undankbar sein und sagen, die Wissenschaft sei unnötig, denn viele Behinderte haben auch seelische Leiden und brauchen somit verstärkt Rat und Hilfe. Im ganzen betrachtet, ist der Behinderte Stimmungsschwankungen unterworfen, wie jeder andere Mensch auch. Er fühlt sich am wohlsten, wenn man ihn normal behandelt und möglichst wenig auf seine Behinderung achtet. Letztlich weiß er selbst, daß er schlecht hört, spricht oder läuft. Man hilft ihm am besten, wenn man ihm zu Bewußtsein bringt, daß seine Mängel doch nicht so schlimm sind und er ja noch ständig weiter gefördert werden kann. Dies beachteten meine privaten Lehrer und Helfer meistens. So wurde bewußt und systematisch mein Selbstvertrauen gefördert, was ich heute als erwachsener Mensch dringend brauche.

Gegen zwölf Uhr endete der erste Teil meines täglichen Schulunterrichts. Im Sommer gingen wir meist noch eine Stunde in den Garten, um Ball zu spielen oder Laufen zu üben. Manchmal durfte ich die Blumen begießen. Das Verhängnis war dabei nur, daß meine Beine nasser wurden als die Nelken, Rosen und Obststräucher. Aber beirren ließ ich mich dadurch nicht. Ich schleppte die Kanne wieder und wieder zum Wasserhahn. Auf die Tante, die dem Geplanske meist zusah, machte das keinen Eindruck. Sie achtete allein auf meine Körperhaltung und wies mich auf falsche Bewegungen hin. Ständig war ich ihren strengen Blicken ausgesetzt, was mich fuchtig machte. So manchen Handgriff konnte ich auf meine Weise viel schneller ausführen, doch

dies war nicht erlaubt, ich hatte mich den krankengymnastischen Regeln zu fügen.

Manchmal, wenn sie dachte, ich hätte diesen Morgen noch nicht genügend getan, mußte ich barfuß mindestens zehn Minuten über den Rasen laufen. Das schien mir mehr als eine Strafe. Es krabbelte und rieb so an meinen Fußsohlen, daß ich oft nicht mehr wußte, auf welche Stelle ich meinen Fuß setzen sollte. Ging es nicht mehr weiter, ließ ich mich einfach hinfallen und gab vor, völlig erschöpft zu sein.

Was aber half das schon! Mit einigen mehr oder minder freundlichen Ermahnungen stellte die Tante mich wieder auf die Beine, und weiter ging die Tortur. Zehn Minuten seien das mindeste, was ich durchhalten könne. In diesen Augenblicken verachtete ich sie mit der gesamten Kraft meiner Kinderseele. Oh, sie sollte nur einmal solche Schmerzen ertragen wie ich und keiner dürfte ihr dann helfen. Dann wollte ich dabeistehen und gleichgültig zusehen!

Je tiefer ich mich in diese Gedanken hineinsteigerte, desto fester trat ich auf und spürte nichts mehr unter den Sohlen. Meiner Mutter wollte ich es sagen, jawohl, gleich heute abend, wenn sie nach Hause kam. So eine Behandlung durfte man sich einfach nicht gefallen lassen! Aber dann war die Zeit schon um, Tante nahm mich auf den Arm, trug mich nach oben und sprach mir ihre Anerkennung aus. Sie wisse ja selbst, daß dies für mich besonders schwer sei. Ich sei aber tapfer gewesen, zur Belohnung führen wir am Nachmittag Eis essen, ins Kino, Mutti vom Geschäft abholen oder was ihr jeweils einfiel.

Meine Mutter abzuholen war eine besondere Freude. Der Weg von unserer Wohnung bis in die Stadt dauerte etwa eine dreiviertel Stunde, und die Tante ging mir stets zu langsam. Ich hätte Flügel haben mögen, vorauszuweichen, zur Mutter und den dunkelmuffigen Ecken des Geschäftes, in denen ich gerne herumstolperte, um alles zu sehen, anzufassen oder mich auch nur vor den anderen zu verstecken. Immer gab es hier etwas Neues zu sehen. Die meisten Möbelstücke gefielen mir nicht. Abscheulich fand ich die hohen Backensessel mit ihren klotzigen Füßen und den verschlissenen Bezügen. Ich setzte mich drauf und dachte darin

zu versinken, da die Sitzgurte fast ausgeleiert waren. Gleichzeitig entstieg den Polstern eine Staubwolke, die mich einhüllte. Dann kratzte es mir im Hals, und ich mußte kräftig niesen. So wurde mir diese Umgebung ungemütlich. Ich wurschtelte mich mit Anstrengung aus diesem Labyrinth von Stühlen, Tischen, Sesseln und Schränken wieder heraus.

Manchmal, vor bedeutenden Versteigerungen, stak das Lokal bis unter die Decke voll mit allen möglichen Waren. Schränke standen übereinander, auf den Tischen stapelten sich die Porzelle und Silbersachen, und die großen bunten Teppiche hingen von der Decke herab oder lagen auf einem erhöhten Podest übereinander. Hatte ich alles begutachtet und die Mitte des Lokals erreicht, führte nach rechts der Weg ins Büro, wo meine Mutter zusammen mit ihrer Sekretärin und ihrem ersten Verkäufer am Schreibtisch saß und die schriftlichen Arbeiten erledigte.

Ich wurde jedesmal herzlich begrüßt und höflich nach all den Begebenheiten befragt, die mich in meiner kleinen Welt beschäftigten. Mutter wußte schon im voraus, daß ich nicht ohne Hintergedanken gekommen war. Begann ich dann noch mit ihr zu schmusen, fragte sie meist schon ganz trocken: »Was willst du denn schon wieder gekauft haben?« O ja, ich wollte immer etwas! Sei es ein Kleidungsstück oder etwas zum Spielen, ich wollte immer etwas. Am wichtigsten aber waren mir Bücher und Schallplatten. Davon bekam ich nie genug. Seit ich bei der Tante in verhältnismäßig kurzer Zeit Lesen gelernt hatte, war ich zu einer Leseratte geworden. Oft kam meine Mutter mit dem Bücherkaufen nicht mehr mit, weil ich so schnell las.

War Mutter gut aufgelegt oder hatte sie ein gutes Geschäft abgeschlossen, gingen wir zusammen in die Stadt, um einzukaufen. Ich hopste dann in meinem Wagen herum, weil ich jeden Augenblick etwas Neues entdeckte, das ich gerne gekauft haben wollte. Kleider, Schuhe, echten und Kaufhausschmuck, besonders Pralinen und noch unendlich viel mehr wollte ich haben. Meine Mutter wußte mich gut zu bremsen, indem sie mich vor die Alternative stellte, entweder das eine oder das andere. Quengete ich dann immer weiter, schob sie mich einfach aus dem

Laden, und ich bekam für dieses Mal gar nichts, das heißt, war etwas Schönes dabei, so lag das Kleid oder der Pullover ein paar Tage später vor meinen staunenden Augen auf dem Tisch. So hatte ich dann auf Umwegen meinen Willen doch durchgesetzt.

Die Tante lehrte mich, die Tischmanieren ein wenig zu beherrschen. Perfekt kann ich sie noch heute nicht, aber ich weiß, worauf ich besonders achten muß. In meiner ersten Kinderzeit aß ich recht unmanierlich bei Tisch, doch selbst meine Mutter, die sonst genau darauf achtete, daß ich viele meiner unkontrollierten Bewegungen beherrschen lernte, glaubte nicht, daß ich bei Tisch anständiger essen könne. So spuckte ich zu heißes Essen einfach wieder in den Teller zurück, schmierte mir die ganze Mundpartie voll und mußte noch oft dabei husten und niesen, so daß alles über den Tisch sprühte. Zudem brauchte ich lange zum Kauen und Schlucken, das war für meine Umwelt eine nicht geringe Geduldprobe.

Die Tante wußte einige heilgymnastische Übungen, durch die ich lernte, meinen Mund beim Kauen geschlossen zu halten und durch häufiges Naseputzen nicht mehr so oft zu niesen. Daß ich so langsam aß, lag häufig an meiner Appetitlosigkeit. Infolge der körperlichen Bewegung und des täglichen Spazierganges in der frischen Luft glich meine Betreuerin dies schnell wieder aus. So besserte sich mein körperliches Befinden rasch, ich galt nicht mehr als dünner, blasser Spatz, den es vor jedem Windstoß zu beschützen gilt.

Die bedeutendsten Fortschritte erzielte ich im schulischen Unterricht. Neben Rechnen, Schreiben und Lesen führte mich die Tante bald in die Nebenfächer ein, die ich mit Eifer betrieb. Heimatkunde mochte ich besonders, vor allem, wenn der Unterricht an Ort und Stelle stattfand. Schon aus diesem Grunde unternahmen wir jede Woche mindestens einen Ausflug. Nicht selten besichtigten wir historische Plätze mehrmals, damit ich mir Einzelheiten und geschichtliche Daten genau einprägen konnte.

Je schöner die Ausflüge für mich waren, desto anstrengender waren sie für die Tante, die schon erschossen schien, nachdem sie

mit dem Sportwagen und mir die Straßenbahn erklommen hatte. Für meine Begleitung war es nie leicht, mit mir irgendwohin zu gehen, da man ständig auf mich aufpassen mußte. In neuer Umgebung gab es für mich soviel zu sehen, daß ich manchmal über meine eigenen Füße stolperte. Zudem machte mich jede ungewohnte Umgebung nervös, ich wurde verspannt und unruhig. Die Tante aber (ich durfte sie so nennen, weil ihr Nachname für mich nicht auszusprechen war) scheute von sich aus keine Strapaze, mir die Welt außerhalb meiner vier Wände näherzubringen. Auf solche Weise lernte ich schnell und leicht. Oft bestand der Unterricht nur aus einem Frage-und-Antwort-Spiel.

Für alle Dinge wollte ich eine genaue Erklärung. Selten gab ich mich mit Behauptungen zufrieden, denen jegliche Begründung fehlte. Alles sollte einen Sinn und Zweck haben. Die Tante wurde nicht müde, auf meine vielen Fragen eine Antwort zu finden. Heute weiß ich durch die Schule, daß die Lehrer nichts lieber sehen, als wenn ihre Schüler aus Wißbegierde immer wieder neue Fragen stellen, um die Ursache aller Dinge zu erfahren. Daran erkennt man am deutlichsten, ob die Schüler im Unterricht wirklich mitdenken und mitarbeiten.

Neben den Heimatkundestunden war es jedesmal für mich ein Höhepunkt, wenn die Tante mir etwas vorlas. Dies geschah am häufigsten im Winter, wenn wir von unserem Nachmittagsspaziergang zurückkehrten. Dann setzten wir uns mit einem Glas Milch aufs Sofa dicht beim Ofen. Die Tante begann vorzulesen. Fremde Welten entstanden vor meinen Augen allein durch das gesprochene Wort. Zuweilen erlebte ich die Handlung so unmittelbar, daß ich Minuten später noch wie versteinert dasaß, obgleich die Tante schon längst mit dem Lesen aufgehört hatte. Besonders deutlich erinnere ich mich noch an Marie Hamsuns Kinderroman »Die Langerudkinder«. Ich lebte mich so in die Umgebung jener norwegischen Bauernfamilie ein, daß ich immer noch wünsche, einmal dieses Land kennenzulernen. Olaf, der Held des Buches, war für mich keine Romanfigur mehr, sondern ein lebendiger Junge, der wirklich auf einer Almhütte im norwegischen Bergland lebte.

Die Vorlesestunden blieben eindrucksvollstes Erlebnis der Schul- und Jugendzeit. Schon immer hoffte meine Mutter, ich fände in den Büchern meine eigene Welt. Deshalb besaß ich schon früh einen eigenen kleinen Bücherschrank. Ich las anfangs alles durcheinander, ohne festes System. Oft legte ich ein Buch, das ich angefangen hatte, wieder zur Seite, weil mir vieles unklar geblieben war. Las aber die Tante vor, gab sie immer wieder Erklärungen zu den einzelnen Abschnitten, so daß ich den Zusammenhang verstand. Hörte ich jetzt das gedruckte Wort durch sie Sprache werden, wurde die Handlung lebendig.

Manchmal dehnten wir die Nachmittagsstunden bis zum Abendessen aus. Dann machte meine Mutter sich schon durch mehrfaches Klingelzeichen bemerkbar und kam müde vom Geschäft nach Hause. Da saßen wir alle zusammen beim Abendbrot, und jeder berichtete von seinem kleinen Tageserlebnis.

War ich ausgezogen, durfte ich noch ein Weilchen zu meiner Mutter ins Wohnzimmer, sofern sie nicht gerade Gäste hatte. Wir schmiedeten dann Pläne für den nächsten Ausflug. Vor allem kurz nach dem Tod von Papa plante sie ständig Neues zu meiner Unterhaltung, damit ich mich des traurigen Geschehens nicht so oft erinnere. Tränen aber gab es jeden Abend, wenn es ins Bett gehen hieß. Das Geplärr vergrößerte sich, wenn noch Besucher im Wohnzimmer saßen und ich bis dahin ihren Gesprächen zuhören durfte. Ganz gleich, ob ich den Sinn verstand oder nicht, ich durfte dabeisein, war den Erwachsenen gleichgestellt. Ich denke, alle Kinder durchleben einmal diese Phase, mit Gewalt erwachsen sein zu wollen, besonders dann, wenn sie von der Umwelt schon als Partner akzeptiert wurden. Meine Mutter beging den Fehler, daß sie mich einerseits noch als Kleinkind behandelte, ich zum anderen aber schon ihr Partner sein sollte. Lag ich nach heftigem Protest und einem leichten Klaps in meinem Bett, weinte ich mich mit wütenden Tränen des Nicht-verstandenseins in den Schlaf. Von nebenan hörte ich noch längere Zeit das Gemurmel und Gelächter der Unterhaltung. Doch so sehr ich die Ohren spitzte, einzelne Worte und Sätze ließen sich nicht verstehen.

Ein Streicheln über mein Haar weckte mich meist aus meinem

ersten Schlummer. Es war meine Mutter, die mit mir in einem Zimmer schlief und jetzt auch ins Bett ging. Oft richtete sie mir noch etwas Nettes von unserem Besuch aus, worüber ich meinen Groll über die Erwachsenenwelt wieder vergaß.

Wochen vor meinem zehnten Geburtstag besprachen meine Mutter und die Tante irgendein wichtiges Ereignis. Ihr Getuschel fiel mir auf, aber erst an meinem Ehrentag lüftete sich das Geheimnis. Sie hatten für den Sommer eine dreiwöchige Urlaubsreise an die Ostsee geplant. Tante und ich malten uns aus, was wir dort alles unternehmen könnten. Vor allem wollten wir einen großen Strandkorb mieten, ich dürfte dann einen hohen Sandwall darum bauen.

Meine erste große Reise! Allein der Gedanke regte auf und barg das prickelnde Gefühl, Unbekanntes zu entdecken. Einen der wichtigsten Faktoren berücksichtigte ich leider nicht, weil ich ihn nicht kannte: das Heimweh. Damit meine ich nicht jene Sehnsucht nach der gewohnten Umgebung, dem Haus, der Wohnung, das sind Äußerlichkeiten, die man an jedem beliebigen Ort neu erwerben, in jeder Einzelheit nachbilden und nachvollziehen kann. Das Zusammenleben der Menschen hat in allen Winkeln unserer Welt die gleiche Gesetzmäßigkeit: Wohnen, Schlafen, Essen – all dies rollt in fast gleichmäßigem Rhythmus durch unseren Alltag. Heimweh, das Gefühl der inneren Verlassenheit, richtet sich meist auf Menschen, auf das Miteinandersein und das Gefühl des Geborgenseins. Heimat, so sagt Goethe, Heimat ist dort, wo man liebt. – Ich sollte erfahren, wie sehr ich an meiner Mutter hing.

Vorläufig blieb ich aber noch vollauf mit den Plänen beschäftigt. Mit meiner Ungeduld rieb ich die gesamte Familie auf. Einmal hörte ich meine Mutter den Stoßseufzer tun: »Ich bin froh, wenn du jetzt erst einmal eine Weile aus dem Hause bist.« Ich hörte gar nicht so recht auf ihre Worte, doch als ich wenige Zeit später, mehrere hundert Kilometer von zu Hause getrennt, abends in einem fremden Bett lag, erinnerte ich mich ihrer Worte und glaubte auf immer verstoßen zu sein. Doch soweit dachte ich in meiner ersten Begeisterung noch nicht. Ich malte mir alles genau aus und hörte schon die Wellen rauschen. Bereits acht Tage zu

früh wollte ich die Koffer packen. Nur mit Mühe hielt mich die Tante zurück.

Dann kam der Morgen der Abreise. Deutlich sehe ich mich im Auto zum Bahnhof fahren. Mutti und die Tante saßen hinten, während ich neben dem Fahrer Platz bezogen hatte, um alles beobachten zu können. Lang streckte sich der Bahnsteig, es war zum erstenmal, daß ich einen Zug benutzte, und meine Aufregung war entsprechend. Ein paar Ermahnungen von meiner Mutter, ein Kuß, schon piff der Zugführer zur Abfahrt. Wir winkten, winkten, bis die Gestalt meiner Mutter puppenhaft klein war. Drei Wochen sollte ich sie nicht sehen. Im ersten Augenblick eine unvorstellbar lange Zeit. Doch schon wurde ich abgelenkt durch die Landschaftsbilder, die an unserem Abteilerfenster vorbeizogen.

Der Inhaber unserer Pension holte uns ab. Wir waren beide von den Anstrengungen müde, ließen es uns aber nicht nehmen, nach dem Abendessen zum Strand zu gehen. Damals lief ich noch schneller und sicherer, so erreichten wir nach einer Viertelstunde den Strand. Der Himmel grau, vor uns fast schwarz die Weite des Meeres. Am Tage habe es geregnet, erzählte man in der Pension. Wir spürten den knirschenden Sand feucht unter den Füßen. Die Luft schmeckte herb nach Salz und Abendkühle. Zum erstenmal am Meer – ich war begeistert. Lange standen wir so, die Tante erklärte nur im Flüsterton, obgleich weit und breit kein Mensch zu sehen war, den wir hätten stören können.

Hätte die Tante meinem Willen nachgegeben, wären wir nach dem ersten Tag bereits mit Sack und Pack zurückgefahren. Zum erstenmal aus der vertrauten Umgebung gerissen, fand ich nicht die Konzentration, mich auf mich selbst zu besinnen. Die äußere und die innere Abhängigkeit von meiner Mutter war noch viel zu stark.

Vielleicht, so präzise erinnere ich mich nicht mehr, spürte ich hier zum erstenmal dieses Anderssein, das den Behinderten in irgendeiner Form immer von seiner Umwelt scheidet. Fast täglich hielten die verschiedensten Leute die Tante an und fragten, was »die Kleine« denn hätte. Da war es, jenes Gefühl der Verlassenheit: der Umwelt als Schaustück preisgegeben, dem Mitleid wie

der Zuneigung, der Resignation wie dem Erbarmen. Mich überfiel eine schon fast körperliche Wut, nichts von all dem gelten zu lassen.

Wer sich mit mir beschäftigen wollte, sollte mit keinem Wort und mit keinem Blick auch nur erwähnen dürfen, daß ich nicht so war wie »normale« Menschen. War nach einiger Zeit mein Zorn verraucht, kam mir alles höchst lächerlich vor. Ich fühlte mich erhaben über alle diese Leute und beging in dieser Selbstbestätigung so manche Ungezogenheit. Ich schnitt den Leuten Grimassen oder streckte ihnen einfach die Zunge heraus. Es gab einige Strafpredigten, um mir diese Unarten in begrenztem Maße wieder abzugewöhnen.

Über das wirkliche Ausmaß meiner Behinderung war ich mir im damaligen Alter jedoch noch nicht im klaren. Zu Hause hatte ich so viel Geborgenheit empfangen, daß ich mich, was das Körperliche angeht, daran gewöhnt hatte, wie ein Kleinkind betreut zu werden. (Der Schock, der mir meinen Zustand bewußt werden ließ, kam erst Jahre später, und ich brauchte eine gute Weile, bis ich mich ohne Auflehnung an diesen Gedanken gewöhnt hatte.)

Von der Ostsee blieben nur ein paar Erinnerungsbilder übrig: das schwarzblaue Wasser, der maisgelbe Sand, ein Ausflug mit dem Dampfer, Fahrten mit dem Paddelboot und verweinte Abende in meinem Bett.

Bald nach unserer Rückkehr kündigte die Tante und ging. Ich kann nicht sagen, daß ich darüber traurig gewesen wäre. Sicher, in der ersten Zeit würde es ungewohnt sein, ohne Unterricht und Krankengymnastik, doch erhoffte ich, im Alltag die alte »Freiheit« zurückzuerobern und nur das zu tun, was gerade Spaß machte. Die Pläne meiner Mutter zerstörten jene Hoffnungen. Längst hatte sie ein Inserat aufgesetzt, eine andere Pflegerin zu bekommen. Unterstützt wurde sie dabei von einem Onkel, der bald nach Vaters Tod zu uns in die Wohnung gezogen war und im Geschäft mitarbeitete. Er war kein Onkel von mir, sondern mein Vetter, weil er aber dem Alter nach mein Vater hätte sein können, mochte ich ihn nicht so respektlos beim Vornamen anreden und nannte ihn »Onkel«. Ich mochte ihn, und wir

verstanden uns meist ausgezeichnet. Heute weiß ich, wieviel ich ihm verdanke. Er füllte jene erzieherische Lücke aus, die mein Vater bei seinem Überschwang an Zärtlichkeit und fast schon krankhafter Vorsicht einfach nicht ausfüllen konnte. Es ist dieses Geführtwerden, das jedes Kind zu seiner Entwicklung braucht.

Onkel fand schnell das rechte Maß, mich zu belohnen oder zu bestrafen. Er spornte meinen Ehrgeiz an wie kein anderer zuvor. Jetzt lohnte es, sich anzustrengen, etwas zu leisten. Spötter meinten, damals müsse die Geschäftstochter in mir erwacht sein, die nur dann etwas leiste, wenn ihr dafür auch etwas geboten werde. Ich zehre von diesen Erinnerungen. Mein Onkel hatte die Art, Kinder als echte Kameraden zu behandeln. Nie spielte er sich als Respektperson auf. In seiner Gesellschaft fühlte ich mich frei und plapperte munter drauflos, als spräche ich mit den Nachbarsjungen.

Er lebte etwa zwei Jahre bei uns, dann heiratete er zum zweitenmal. Manchmal sah ich ihn noch, wenn ich ins Geschäft kam oder er gelegentlich zu uns. (Sicherlich idealisiere ich ihm manche guten Eigenschaften an, die er, bei Licht betrachtet, nun doch nicht in diesem Umfang besaß.) Wenige Jahre später schied er aus der Firma aus, wir sahen uns immer seltener. Heute muß schon der Zufall im Spiel sein, wenn wir uns mal treffen. Ich bin ihm darum nicht böse, denn die Zeit trennt so viele menschliche Bindungen, und viele Begebenheiten schlüpfen durch das lose Netz der Erinnerung.

Die neue Pflegerin war längst nicht so nett wie die Tante und bemühte sich nicht in gleichem Maße um mein Weiterkommen. Sie blieb nicht lange, und als sie ging, machte mir Mutter die freudige Mitteilung, sie könne jetzt bald selbst wieder zu Hause bleiben und bei mir sein und mit mir arbeiten. Sie hatte sich in diesen Monaten verändert, trug schicke neue Kleider, ging oft zum Friseur und sah wesentlich jünger aus, als sie war.

Ich war stolz auf sie, denn es war schöner und angenehmer, eine aufgeschlossene, vitale Mutter zu haben, die mit mir noch einiges unternehmen konnte. Eines Tages eröffnete sie mir, jetzt bekämen wir vielleicht einen neuen Papa. Einen »neuen« Papa! Ich

schaute sehr erstaunt. Nein, das konnte es wohl nicht geben. Ich hatte doch einen Papa, einen lieben, den besten, den es gab. Wenn ich ihn auch nicht mehr sah, so dachte ich noch täglich an ihn, und dann war er bei mir. Jeder Mensch hat nur *einen* Papa, weshalb sollte ich zwei haben?

Meine Mutter versuchte mich zu beruhigen. Es sei ja noch nichts entschieden. Ich solle mir den Onkel nur einmal ansehen, er wolle mich so gerne kennenlernen. Danach könnte man ja weitersehen. Stirnrunzelnd fügte ich mich dieser Entscheidung, obgleich mir der Sinn nicht aufging, wozu dies alles tauglich sein solle.

Bald kam der Tag, an dem der Besuch erwartet wurde. Kuchen war gebacken, der Hausputz getätigt, und meine Mutter und ich liefen in Sonntagskleidern umher. Beide waren wir kribbelig und nervös, gingen uns aus dem Weg. Zur vorschriftsmäßigen Kaffeezeit kam er dann, ein älterer Herr mit grauen Haaren und breitem Lächeln.

Er gefiel mir. Das war eine Tatsache, und ich sehe nicht ein, weshalb ich es leugnen sollte, nur weil sich die Ereignisse späterhin äußerst negativ entwickelten. Er gefiel mir, seine Art des Plauderns, sein Bemühen, mich sprachlich zu verstehen, und der Geruch seines Pfeifentabaks, der auf seltsame Weise an Papa erinnerte.

Unser Besuch blieb nicht allzu lange, doch man plante für den nächsten Tag eine Autofahrt in den Taunus. An diesem und an den folgenden Tagen sprachen meine Mutter und ich nicht darüber, wie sich die Dinge entwickeln sollten. Manchmal wechselten wir Blicke. Dann dachten wir wohl beide das gleiche. Meine Mutter war glücklich, oder besser gesagt, sie war ruhiger, gelöster. Sie erlaubte mir jetzt, was ihre Nervenkraft früher viel zu sehr strapaziert hätte: Fast jeden Abend brachte ich eine ganze Kinderschar zum Abendessen mit herauf, und wir tollten und spielten in allen Zimmern.

Heute ist mir klar, daß meine Mutter weniger Wert darauf legte, wieder zu heiraten, als vielmehr darauf, zu Hause bleiben zu können, Hausfrau und bis in die letzte Faser ihres Wesens Mutter zu sein. Sie mochte die Gleichberechtigung gar nicht. Der Wir-

kungsbereich einer Geschäftsfrau war ihr zu groß, zu unübersehbar, und die Verantwortung für alle großen und kleinen Mißgeschicke des Alltags konnte sie einfach nicht bewältigen.

Damit will ich sie für ihr weiteres Tun nicht schuldlos sprechen, doch ihre Handlungen, die jetzt Schlag auf Schlag folgten, rühren von diesen Ursachen her. Mancher ihrer Freunde und Angehörigen hätte besser überlegen sollen, wie man ihr aus ihrer inneren Not heraushelfen könnte.

Warum bin ich so?

Noch während der Zeit, als mein Vetter bei uns wohnte, hatte meine Mutter ein Haus gekauft, jedoch nicht ganz bar bezahlt. Ich hörte davon nur am Rande, zumal die Einzelheiten mich nicht interessierten. Wesentlich wurde der Kauf für mich, als es hieß, wir zögen bald in dieses Haus um.

Wie schon so oft glaubte ich, mit dieser Umstellung könne ich nicht fertig werden. Wegziehen von den Spielkameraden? Den Freunden? Nicht mehr täglich in den Park gehen können? Was sollte ich tun, ohne die vielen Bekannten in den Läden, in die man mich des öfteren zum Einkaufen mitnahm? Jeder kannte mich, jeder hatte mal ein kurzes Gespräch mit mir oder meiner Begleiterin, ein Lächeln, einen Gruß. Dies alles sollte ich aufgeben? Die Lage erschien mir hoffnungslos.

Meine Mutter aber schwärmte von unserer neuen Wohnung, die viel größer sei als die alte. Im Augenblick werde sie umgebaut und so eingerichtet, daß ich mich besonders wohl fühlen würde. Mißtrauisch schaute ich sie an. Was sollte ich mit großen Zimmern, wenn keiner von all den Menschen mit mir käme, mit denen ich mich so gut verstand.

Je begeisterter sie davon sprach, desto zorniger wurde ich. Gerne hätte sie mir die Gegend und das Haus einmal gezeigt, aber ich weigerte mich mitzukommen. Ich war mir bewußt, meine Mutter damit zu kränken, sah darin aber meine einzige Verteidigung.

Im Sommer 1954 zogen wir um. Damit ich nicht überall im Wege stünde und meine Ordnung behielt, brachte man mich für diese Zeit zu einer Freundin meiner Mutter nach Worms. Sie war kinderlos verheiratet, und ihr Mann hatte etwas von jener rauhen Zärtlichkeit, die mir schon bei meinem Großvater so gut gefiel. Natürlich war ich bald der erklärte Liebling und wurde von allen verwöhnt und verhätschelt. Der Haushaltsplan wurde auf meine Wünsche umgestellt, kaum äußerte ich eine Bitte, schon war sie erfüllt.

Tante Betty dachte sich zu meiner Unterhaltung immer etwas Neues aus. Oft lud sie ihren Bekanntenkreis in ihr Haus, damit mich alle kennenlernten und sich mit mir unterhielten. Es waren Stunden, in denen ich mich wie zu Hause fühlte und die familiäre Atmosphäre als meinen persönlichen Besitz annahm.

Den Höhepunkt bildete ein abendlicher Theaterbesuch. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Es gab »Kabale und Liebe«. Doch soviel wie ich in und vor allem nach diesem Stück gelacht habe, habe ich bis heute nie mehr gelacht. Das Publikum, schon durch meine Behinderung aufmerksam geworden, muß gedacht haben, ich sei auch geistig nicht ganz in Ordnung. Schuld an meinem Benehmen war jedoch der Onkel, der die tragische Handlung und das traurige Ende der armen Luise ins Lächerliche zog. Die Tante wurde immer wütender auf uns, einmal, weil ihr Mann mit seinen lächerlichen Bemerkungen nicht aufhörte, zum anderen, weil ich immer fröhlich weiter quiekte. (Natürlich bekam ich von dem Stück wenig mit und wunderte mich später, als ich es zum zweitenmal sah, daß es ein Trauerspiel gewesen ist.) Mit Worms verbinde ich Erlebnisse, die mich auch in schweren Stunden erkennen lassen, daß es Menschen gibt, die mich lieb hatten, vielleicht noch haben, die mich ohne Einschränkung mit in ihre Welt aufnahmen, als Partner, als einen der ihren.

Besonders deutlich wurde mir das, als ich bei meinen »zweiten Eltern« einmal erkrankte und durch eine Vergiftung bald vierzehn Tage mit Fieber und Brechreiz im Bett lag. Ein Transport nach Frankfurt verbot sich. Die ganze Last der Pflege lag so bei Tante und Onkel. Meine Mutter hatte man bewußt nicht infor-

miert, da sie gerade wieder eine Versteigerung vorbereitete und sich nicht unnötig beunruhigen sollte. Tag und Nacht saß jemand an meinem Bett, versuchte mich zu unterhalten oder bewachte meinen Schlaf. Jeden Abend, wenn der Onkel von der Arbeit zurückkehrte, eilte er zu mir, um mich mit lustigen Geschichten und kleinen Geschenken aufzuheitern. Dabei las ich die Angst recht deutlich in seinen Augen. Ich bemühte mich, zu lächeln und auf seine Geschichten einzugehen. Oh, wie lieb hatte ich ihn in diesen Minuten! Fast so sehr wie Papa.

In der Erinnerung blieb bis heute, daß diese Menschen mit der gleichen Inbrunst wie meine Mutter hofften und wollten, daß ich gesund würde.

Im selben Haus, nur eine Etage höher als Tante Betty, lebte ihre Schwester mit ihrem Mann und einer erwachsenen Tochter. Tante Grete, wie sich die Dame nannte, hätte leicht meine Großmutter sein können, und da ich zu meiner eigenen nie einen so festen Kontakt pflegte, lief ich bald mit wehenden Fahnen zu ihr über. Einige meiner herrlichsten Kindheitsstunden verbrachte ich in ihrer Gesellschaft. Unsere akustische Verständigung war manchmal beschwerlich, da sie wenig hörte und ich undeutlich sprach. Doch allein unsere Blicke und Gesten waren so scharf aufeinander abgestimmt, daß jeder vom anderen wußte, was gesagt und gemeint war.

Jeden Morgen schaute ich in der Küche nach, was gekocht wurde. Erst unten, dann oben. Wo es meinem Geschmack am meisten zusagte, blieb ich in der Nähe, um mich einladen zu lassen. Tante Betty betrübte ich ein wenig, da sie sich die größte Mühe gab, für mich alles besonders gut und schmackhaft zu kochen. In meinem kindlichen Egoismus übersah ich dies aber und begriff nicht, warum sie so traurig schaute, wenn ich vergnüglich vom Mittagessen bei Tante Grete zurückkam.

Sonntags aber war Ausnahmezustand. Dann blieb ich unten. Nach dem Frühstück, in meinem Sonntagskleid, nahm ich am Küchenfenster im Lehnstuhl Platz und verhielt mich mucksmäuschenstill. Was sich mir bot, war ein Schauspiel besonderer Art: Onkel kochte selbst. Im Kino konnte es kaum spannender sein, wenn man nur alle Einzelheiten aufmerksam verfolgte. In

seiner ältesten Arbeitshose steckte nur halb das Unterhemd. Nie wußte man recht, was mehr glühte: der hochrote Kopf oder die Zigarette im Mundwinkel. Manchmal fiel dann Asche ab, in den Topf, auf Zutaten oder nur auf den Boden. Es wurde gerührt, gerieben, geschält, gestampft und gehackt. Griffbereit stand jedoch immer das kleine, sich immer wieder füllende Gläslein Wein. Schritt die Zeit vor, wurde es in unserer Behausung warm, heiß, stickig. Der Herd glühte, dampfend wiegte sich der Onkel durch die Küche, suchte Gewürze, die nicht greifbar, und Schüsseln, die längst zerschlagen waren. Ein Wienerwalzer aus dem Radio gab der Situation einen besonderen Charme.

Punkt eins war von dem Chaos nichts mehr zu bemerken. Die Küche war aufgeräumt, der Onkel umgezogen, und wir saßen alle vor einem duftenden, schmackhaften Sonntagsmahl. Ich strahlte den Onkel an und lobte seine Künste über alle Maßen.

Der Umzug in die neue Wohnung dauerte vierzehn Tage. Eines Wochenendes holte mich meine Mutter zurück. Mit den gemischten Gefühlen der Neugierde und der Angst vor dem Unbekannten saß ich im Auto und ließ mir erzählen. Der »neue« Onkel, der inzwischen längst bei uns wohnte und im Geschäft mitarbeitete, mühte sich, mir gegenüber die Vaterstelle einzunehmen, was ihm auch erstaunlich gut gelang. Meine kindliche Vorstellung vom bösen Stiefvater wurde auf das angenehmste enttäuscht. Nie gab es Schelte, kaum ein böses Wort, und meine schier unerschöpfliche Wunschskala akzeptierte und erfüllte er oft schneller als meine Mutter.

Was hätte ich schon mehr erwarten dürfen? Zu Anfang unseres Zusammenlebens trug ich schweren Kummer und wußte lange nicht, wie ich ihn formulieren sollte. Dann faßte ich mir ein Herz und ging schnurgerade zu meinem Stiefvater ins Zimmer, setzte mich in einen Sessel und sagte mein Sprüchlein auf, ehe er sich von dem Überfall erholt hatte.

Ich möge ihn zwar recht gerne und sei ihm auch dankbar, daß er immer so gut zu mir sei, jedoch, »Papa« würde ich ihn halt niemals nennen können. Ich hätte den meinen viel zu gerne gehabt, als daß ich seinen Namen auf jemand anderen übertragen könne. Der Onkel lächelte wie so oft ein dünnes Lächeln, bei

dem die Mundwinkel immer ein wenig nach unten hingen. Aber nein, er hätte nie von mir erwartet, daß ich ihn als Vater anerkenne. Kameraden seien wir doch, die zusammenhalten müßten, um Mutti glücklich zu machen. Da war ich beruhigt, und meine Kinderseele wurde wieder leicht, übermütig und wirbelte von einem Ereignis zum anderen. Das Unheil, das schon über unserm Haus stand, spürte ich nicht, den steinigen Weg meiner Zukunft sah ich noch nicht.

Das Leben war für mich wieder angenehm geworden. Onkel meinte, eine krankengymnastische Behandlung sei für mich überflüssig, und bestellte sie ab. Ebenso erging es dem Hausunterricht, den eine Studentin gegeben hatte. Meine Mutter übernahm diese Aufgabe, erst mit Eifer, dann mehr einer lästigen Pflicht genügend. Das ersehnte Familienglück blieb aus, meine Mutter und ihr Freund gerieten immer häufiger in Streit. Unter der Atmosphäre der äußeren Behaglichkeit schwebten Angst, Mißtrauen, Bosheit und zuletzt tiefste Verachtung.

Ich kann es bis heute nicht entschuldigen, daß meine Mutter und ihr Freund mich in diese Auseinandersetzungen mit hineinzogen. Meine Mutter erwog nach einiger Zeit, sich von ihm zu trennen. Ich wurde Objekt, hin und her gezerrt durch Versprechungen, Überredungskünste und Drohungen. Ich trug meinen Teil zu diesem Dilemma bei, weil mich die Sehnsucht nach einem geordneten Familienleben dazu trieb. Ich hatte zuviel in den Märchen von bösen Elternteilen gelesen, zu oft war ich gefragt worden, warum mir der Onkel gefiele, wodurch? Ja, er gefiel mir, nun erst recht, jetzt gerade. Weshalb denn nicht? Er gab mir alles, war hilfsbereit, freigiebig und fürsorglich. Ich haßte jene Onkel und Tanten, die ständig zu Mutter liefen, mit ihr schimpften, sie zurechtwiesen. Meine Mutter versuchte eine Zeitlang, sich mit Argumenten zu wehren, doch halfen die nichts, begann sie zu weinen, kläglich, hemmungslos.

Ich zürnte den Besuchern, meiner Mutter, dem Leben schlechthin. Warum war es so verworren geworden, so dunkel und dumpf? Nichts verachtete ich so sehr an meiner Mutter wie ihr Versagen, ihre Unentschlossenheit, ihre weinenden Augen. Ich war ein Kind, verwöhnt und verhätschelt, ich war so stolz, daß

ich alles, was mit meiner Behinderung zusammenhing, ignorierte. Jedes tröstende Wort löste eine Welle der Empörung aus, jeder mitleidige Blick stieß auf Aggression.

Es fehlte der verständige Freund. Mein Vetter hätte diese Aufgabe vielleicht verwirklichen können. Bei aller Anteilnahme spürte er aber meine kindliche Not nicht. Ich sehe mich noch, wie ich immer wieder Anlauf nahm, zu ihm zu gehen und die Frage aller Behinderten zu stellen: »Sag, warum bin ich so? Anders als ihr?« Noch heute bilde ich mir manchmal ein, allein jener Vetter wisse die für mich gültige Antwort. Hier geht sicher meine Phantasie mit mir durch, aber so wie ich ihn in Erinnerung habe, ist er der nüchternste und unsentimentalste Mensch, den ich kenne.

Die Monate verstrichen, und was mir zuerst als höchstes Glück erschien, jenes Freisein von jeder Disziplin, wurde bald zur Qual. Den ganzen Tag über durfte ich machen, was ich wollte. Meine Mutter war oft weg, in der Stadt, bei Freunden und manchmal auch im Geschäft. Dort erschien sie nur selten, sehr zu ihrem Schaden, wie sich herausstellte.

Ich aber war ein Kind, voll kindlicher Wünsche, immer sollte etwas »passieren«, immer sollte etwas los sein. Jedoch, es passierte wenig. Morgens, wenn unser Hausmädchen mich angezogen und mir das Frühstück serviert hatte, saß ich allein. Die Puppen auf der Kommode schauten verlockend, doch kaum berührte ich sie, fielen sie durcheinander, und ich vermochte sie nicht mehr aufzurichten, denn zum Spielen war ich zu ungeschickt.

War unser Mädchen gut aufgelegt, durfte ich ihr manchmal bei der Hausarbeit helfen. Am liebsten putzte ich das Waschbecken im Badezimmer. Sie gab mir etwas Scheuersand auf den Schwamm, dann rubbelte ich so lange, bis keine graue Stelle in dem weißen Porzellan mehr zu finden war. Ich drehte den Wasserhahn auf, ein weicher Wasserstrahl glitt mir über die Hände, die ganz locker wurden, und ich patschte den Schaum aus allen Ecken, daß es ganz herrlich nach allen Seiten spritzte. In meinem Eifer merkte ich nicht, wie der Fußboden unter Wasser stand. Wahrhaftig, ich mußte schon Glück haben, wenn unser Hausmädchen diese Eskapaden nicht verübelte.

Manchmal, sofern das Wetter und ihre Zeit es erlaubten, nahm

sie mich zum Einkaufen mit. In eine Decke gehüllt saß ich in meinem Kindersportwagen und ließ mich schieben. Oft hätte ich mich gerne unterhalten, doch meine Begleiterinnen wechselten von Zeit zu Zeit und machten sich natürlich nicht die Mühe, meinem unverständlichen Geplapper zuzuhören. Ich sah mich um: Straßen und Läden blieben immer dieselben, nur die Menschen nicht, denen wir begegneten. Meist ließ mich das Mädchen vor der Eingangstür des Geschäftes stehen und ging allein einkaufen. (Moderne Heilpädagogen verurteilen solchen Umgang mit Behinderten auf das schärfste, denn der Behinderte ist keine Ware, die man irgendwo abstellen kann, kein Hund, der vor der Ladentüre warten muß.)

Wie dem auch sei, ich vergnügte mich bei solchen Wartezeiten auf meine Weise. Die Leute kamen und gingen, hatten fröhliche und traurige Gesichter. Manche musterten mich kritisch, manche mitleidig. Ältere Damen strichen über meinen Kopf und sprachen tröstend auf mich ein, obwohl ich gar nicht traurig war. Was hätte ich machen sollen? Meine unartikulierte Sprache hätte sie nur erschreckt. Also schwieg ich und lächelte. Schlußfolgerung der lieben Mitmenschen war, ich sei doch ein recht fröhliches und zufriedenes Kind. Oft saß ich nach solch einem Ausgang zu Hause in einem Winkel und heulte bitterlich. Ich fühlte mich ausgeschlossen, überflüssig, zu nichts nütze. Aber wem hätte ich das sagen sollen? Meiner Mutter, die arge Sorgen im Kopf hatte – und mir zu verstehen gab, daß ich ihr größter Kummer sei? Dem Onkel, dessen Späße mit der Zeit langweilig und dessen Geschenke lieblos wurden?

Nichts kann mir selbst heute noch so lästig werden, wie untätig herumsitzen. Malen war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, obwohl ich mich immer wieder ärgerte, daß ich durch fahriges Bewegen über den Rand hinaus malte. Das Farbenspiel reizte mich. Blau war meine Lieblingsfarbe, selbst Häuser, Wiesen und Vieh tauchte ich in tiefes Königsblau. Dabei verlor sich mein Schmerz, wenn auch oft nur als eine augenblickliche Selbstvergessenheit, die durch jedes falsch gewählte Wort und durch jede unbedachte Handlung um so schmerzvoller hervorbrechen konnte.

Es vergingen die Tage, die Wochen, die Monate. Ich lernte, wenn überhaupt, wenig. Weder körperlich noch geistig. Doch da man in unserem Bekanntenkreis bald wußte, wie oft ich allein war, versuchte so manche Nenn tante, mir etwas besonders Gutes zu tun, indem sie mich zuweilen zu den traditionellen Ausflugszielen mitnahm. Erregend waren die Stunden in teuren Caféhäusern oder Restaurants. Da saß ich in einem meiner ewig neuen Kleider, und meine Begleiter schoben mir das Essen in den Mund.

Sie waren alle sehr nett und machten viele Späße mit mir. Bei wenigen spürte ich echte Sympathie das Mitleid überdecken, so daß sie mir echte Kameradinnen wurden. Allen aber bin ich zu Dank verpflichtet. Letztlich genoß ich jede fremde Atmosphäre auf meine Weise: die flinken Kellner, die mir in kurzer Zeit liebenswürdig ein Tischleindeckdich herrichteten, das kleine Orchester, das unter dem Taktstock eines stets lächelnden Dirigenten Walzer und Operettenmelodien spielte. Nicht zu vergessen das Publikum, das am wenigsten meiner Beobachtung entging. Rund um unseren Tisch saßen die vielen Damen und Herren, lachend, plaudernd oder zuhörend. Ich beobachtete, wie sie sich bewegten, ihre Gesichtszüge, die Art, wie sie die Kaffeetasse zum Mund führten. Ja, und da glaubte ich dann immer, ein klein wenig zu diesen Kreisen dazuzugehören, die nicht immer nur von ihren Sorgen und dem mißratenen Mittagessen sprechen. Heute weiß ich, daß gerade diese Leute feige und bequem sein können, doch damals waren sie mir der Inbegriff alles Erstrebenswerten.

So, genau so, wollte ich auch einmal werden. Ich wollte in den modischsten Kleidern gehen, meine Begleiter mit der gleichen Liebenswürdigkeit begrüßen und ebenso wählerisch die Speisekarte durchblättern. Meine kindliche Phantasie kannte keine Grenzen. Nichts erwartete ich sehnlicher, als erwachsen zu sein. Die Zukunft würde herrlich werden. In meinen Wunschträumen sah ich mich nie hilfsbedürftig und behindert.

Die Zukunft aber wurde anders. Es war Herbst geworden, die Blätter flatterten im Wind. Mutter und auch der Onkel waren zu Hause, wengleich ein gewöhnlicher Arbeitstag war und man sie

im Geschäft benötigt hätte. Sie hatten gestritten, Türen waren laut zugeschlagen worden, Mutter hatte geweint. Dann hatte sie mir meinen Mantel angezogen und mich mit dem Mädchen spazieren geschickt.

Große Lust dazu hatten wir beide nicht, es hatte kurz zuvor geregnet, und der Wind blies kräftig durch die Bäume. Jedoch, an Muttis Gesichtszügen sahen wir, daß wir ihr jetzt nicht widersprechen durften. Schweigend machten wir uns auf den Weg. Ich war mit meinen Gedanken noch ganz zu Hause. Meine Mutter und der Onkel hatten ja schon oft gestritten, aber so war es noch nie gewesen. Was sollte nur werden? Wenige Erinnerungen stehen so klar vor mir wie der Spaziergang an jenem Herbsttag. Meine Gedanken kreisten um diesen einen Punkt, und der Spaziergang wurde für meine Begleiterin eine Tortur, da ich ständig über meine Füße stolperte und sie mich auffangen mußte.

Als wir nach Hause kamen, war alles schon vorbei.

Die Wohnung lag im Halbdunkel, Onkels Zimmer war geräumt, zumindest die persönlichen Sachen waren weg. Nur die Möbel standen noch da, und der süßliche Geruch seines Pfeifentabaks hing noch im Raum. Mutti lag im Wohnzimmer auf dem Sofa und schlief. Wenigstens hatte sie die Augen zu. Sie hatte einen roten Kopf, manchmal murmelte sie etwas. Das Gesicht war von Tränen noch feucht. Sie schlief lange, eineinhalb Tage. Bis dahin hatte auch ich so zwischendurch im Gespräch erfahren, was eigentlich los war. Der Onkel hatte Schulden gemacht. Geschäftsschulden, von denen meine Mutter nichts wußte. Er hatte zwar Geld genommen, die Rechnungen aber nicht bezahlt.

Jetzt, nachdem er genug hatte, wollte er sich aus dem Staube machen. Meine Mutter deckte das Spiel erst im letzten Augenblick auf und forderte ihn zum Gehen auf. Die Situation war so gut wie aussichtslos, da ich fühlte, meine Mutter würde diese Niederlage nicht ohne inneren Schaden überstehen. Es sollte jetzt viel von »Schuld« gesprochen werden. »Schuld«, welch ein nichtssagendes Wort! Woran hat man nicht alles schuld? Daran, daß der Hund zu laut kläfft, daß man zu spät ins Theater kommt, daß der andere am Dienstag vor drei Jahren nicht ganz

glücklich war. Nein, mit der Schuld, die man dem anderen auferlegt, läßt sich gar nichts beweisen. Nichts ist so nutzlos wie dieses Wort.

Es folgten aufregende Wochen. Meine Mutter saß abwechselnd beim Arzt oder beim Rechtsanwalt. Der Prozeß wurde vorbereitet, und ihre Zuckerkrankheit, die schon bald nach dem Tode meines Vaters auftrat, nahm bedenkliche Formen an. Abends kam sie müde und niedergeschlagen nach Hause. Es gab jetzt selten ein fröhliches Gespräch bei uns, selten ein Lachen. Das Essen verlief schweigsam. Meine Mutter schenkte mir nur zerstreut, wenn überhaupt, Gehör. Im Schlafanzug wackelte ich dann noch einmal in ihre bequeme Sitzecke, wo sie die Zeitung las oder am Schreibtisch arbeitete. Leise drückte ich ihr einen Kuß auf die Wange: »Gute Nacht, Mutti, bitte komm auch bald ins Bett!« Dann saß ich plötzlich auf ihrem Schoß, sie hielt mich fest in den Armen und weinte lange.

Erst heute meine ich begreifen zu können, welche Tiefpunkte meine Mutter durchstehen mußte. Sie war allein, erbarmungslos allein, weil niemand sich bereit erklärte, zu entschuldigen, mittragen zu helfen. Logisch gesehen war ihre Handlungsweise natürlich falsch gewesen. Meine Mutter war früher sehr beschützt worden. Soweit es in seiner Macht stand, hatte mein Vater ihr alles Schwere abgenommen. Für meinen Geschmack schien mir die Ehe meiner Eltern etwas altmodisch: Die Frau sorgt fürs Haus, der Mann geht – frei nach Schiller – »ins feindliche Leben«. Echte Partnerschaft wurde so im Keim erstickt. Deshalb reagierte meine Mutter später so unselbständig, da sie sich allein auf die Hilfe meines Vaters verlassen hatte. Dann war er tot, und sie war über Nacht die Witwe eines Geschäftsmannes, mit all seinen Aufgaben.

Ihre Stellung hatte sich verändert. Man erwartete von ihr Umsicht, Erfahrung, Verzicht und ein immenses fachliches Wissen. Das alles besaß sie nicht, vielleicht begriff sie nicht einmal, daß man diese Eigenschaften jetzt von ihr erwartete. Da durch den Tod meines Vaters ihr der Schutzschild genommen war, suchte sie instinktiv einen neuen Schutz, einen Menschen, bei dem sie alle Tragik und Schwere des Lebens abladen konnte. Die Last

war ihr zu schwer. Aber einen solchen Menschen gab es nicht, einem Menschen, der uns um unserer selbst willen liebt, begegnen wir im Leben nur einmal. Irgendwann muß jeder den Grad echter Selbständigkeit erreicht haben. Meine Mutter verpaßte diesen Anschluß.

Der Prozeß mit allen Aufregungen und Demütigungen rollte ohne Rücksicht auf menschliche Empfindung ab. Meine Mutter war gealtert. Sie färbte nicht mehr ihr Haar, trug schlichte Kleider und sah wieder so aus wie nach dem Krieg, als sie mit Papa die großen Versteigerungen führte. Sie war strenger geworden gegen sich und andere. Mit Regelmäßigkeit ging sie ins Geschäft, arbeitete aber auch noch zu Hause oder half dem Mädchen bei der Hausarbeit. Nichts bereitete ihr mehr Vergnügen, als wirklich ganz Hausfrau sein zu dürfen. Man sah ihr die Freude an, wenn sie ein schmackhaftes Essen gekocht, gebügelte Wäsche in den Schrank gesetzt oder die Wohnung aufgeräumt hatte. Das war dann ihre Welt, überschaubar und unkompliziert.

Immer, in allen Situationen setzte sie alles auf eine Karte, um hundertprozentig zu gewinnen oder zu verlieren. Diesmal verlor sie hoch – fast zu hoch. Schon vor Beendigung des Prozesses stand die Schuldenlast fest. Sie bewegte sich in einer Höhe, die nur getilgt werden konnte, wenn man das noch nicht einmal fertig bezahlte Haus wieder verkaufte. Es war dazu angeschafft worden, meine spätere Existenz zu sichern.

Damit endete das Bemühen meiner Mutter, mir und sich selbst ein richtiges Zuhause zu erhalten. Alleinsein ist furchtbar, wenn die Angst dazukommt. Ihre Angst grenzte manchmal an Panik.

Jener Vetter, den ich Onkel nannte, half ihr noch, das Haus zu verkaufen, dann ging auch er. Von da an war sie allein, immer, bis zu ihrem Tod in einer kühlen Frostigkeit, die jeden erschauern ließ, der ihr zu nahe kam.

Mit dem Zusammenbruch endet ein weiterer Abschnitt meiner Kindheit. Ich erwachte und fühlte mich plötzlich in die reale Welt zurückgeholt, denn jene, die ich bisher kannte, war nur ein Kindheitstraum. Diesen Realitäten versuchte ich jedoch schnellstens zu entfliehen.

Manchmal fragte mich meine Mutter, was ich denn so den ganzen Tag über tue, und war dann recht betroffen, wenn ich ihr keine ausführliche Antwort geben konnte. Ja natürlich, ich las viel; Märchen, Sagen, leichte Romane und alles, was ich sonst mit meinen zwölf Jahren verstehen konnte. Aber den ganzen Tag konnte man nicht lesen. Was tat ich noch? Ich hielt Mittagsruhe, führte endlose Telefongespräche und wartete, daß mir das Hausmädchen bestimmte Platten mehrmals am Tag auflegte.

Meine Mutter runzelte die Stirn. Ein bißchen Lesen, Musik hören und um Anteilnahme anderer Menschen betteln, die letztlich mit ihren eigenen Problemen behaftet waren, das war kein Leben. Es machte sich jetzt sehr deutlich bemerkbar, daß ich so lange keine krankengymnastische Behandlung mehr hatte. Ich war verkrampt, lief schlecht, und auch das Sprechen war oft kaum noch verständlich. Damit war bewiesen, daß der Spastiker ständig im Training bleiben muß, wenn sich sein allgemeiner Gesundheitszustand nicht verschlechtern soll.

Meine Mutter erkannte ihre Versäumnisse und beauftragte die Krankengymnastin aus meiner frühen Kinderzeit, mich wieder zu behandeln. Dabei fiel sie jetzt in das andere Extrem und meinte nun, Wunder erwarten zu können. Wichtig blieb, daß ich wieder in Bewegung kam und selbst Freude daran hatte, wenn meine Bewegungsfreiheit zunahm und die Mühe sich lohnte.

Ich hatte jetzt viel Freude an der Gesellschaft meiner früheren Krankengymnastin. Es waren nicht mehr nur die Scherze wie früher, wir unterhielten uns sehr ernsthaft. Sie war der erste Mensch, der mich nachdrücklich daran erinnerte, daß ich erwachsen würde. Jeder Mensch werde einmal erwachsen, es sei falsch, mich hinter meiner Behinderung zu verbergen. Geistig und teilweise auch körperlich hätte ich alle Fähigkeiten, mich zu einem selbständigen Menschen zu entwickeln. Ich denke oft an diese Stunden zurück, es war alles so neu, was sie da sagte.

Hin und wieder lud sie mich zum Kaffee ein. Ich mußte dann versuchen, meinen Kuchen allein zu essen, was anstrengend

war. Sie unterhielt sich mit mir wie mit einem richtigen jungen Mädchen. Nichts war von Mitleid oder schwüler Vertraulichkeit zu spüren. In ihrer Gesellschaft atmete ich frei, als tollte ich mit den Nachbarsjungen im Park. Aber das liegt jetzt weit zurück.

Bald, nachdem sie die Behandlung aufgenommen hatte, veranlaßte sie meine Mutter, den Privatunterricht wieder aufzunehmen. Man wählte eine ältliche Studentin, mit der ich zwar systematisch arbeiten lernte, zu der ich jedoch keinen Kontakt bekam. Durch Zufall erschien eines Tages eine Kollegin von ihr, da sie für einige Wochen verreiste. Mit ihr verstand ich mich sofort prächtig. Sie war jung, übermütig und voll neuer Ideen. Der Unterricht wurde jedesmal zum erstaunenden Erlebnis.

Nichts erzählte sie trocken oder langweilig. Ich fieberte, sie möge oft und lange zu mir kommen. In wenigen Monaten lernte ich nun mehr als all die Jahre zuvor. Ich lernte die einfache Schönheit des Lebens erkennen, die Zufriedenheit, ein gutes Buch zu lesen und in irgendeiner Weise eine Arbeit zu vollbringen.

Deutlich erinnere ich mich an die Schulstunden im Sommer, die wir im Garten abhielten. Die letzte Stunde gehörte immer dem Lesen kleinerer und größerer Werke der Weltliteratur. Neben den griechischen Sagen beschäftigte uns die deutsche Dichtung. Ich hatte viele Gedichte auswendig zu lernen, denn man nahm an, mein Sprechen würde sich dadurch bessern. Wenn auch die zeitgemäßen Sprachheillehrer diese Wirkung bestreiten, so rezitierte ich den »Zauberlehrling« oder »Die Bürgschaft« doch ohne sprachliche Hemmungen.

Mein Leben wurde neu, der Wirkungskreis größer, und mein Selbstbewußtsein stärkte sich. Bald durchlebte ich, wie jedes junge Mädchen, alle Wünsche, Nöte und Enttäuschungen dieser Phase. Ich meine nicht, daß ich mich in irgendeiner Entwicklungsstufe wesentlich von gesunden Menschen unterschied. Nichts wünsche ich aus tiefster Seele mehr, als ein ganz normaler Mensch zu sein, dessen Leiden und Freuden respektiert werden wie die jedes anderen Menschen, dessen äußere Bewegungsfreiheit durch keine Behinderung – und dessen innere

Freiheit durch kein ständiges Verzichtemüssen belastet ist. Ich hatte noch viel zu lernen, meine Situation ohne Selbstmitleid und Bitterkeit zu ertragen.

Es koste ihn viel Kraft, sich mit mir abzugeben

Ständig schwankte ich zwischen Wunsch und Wirklichkeit, wobei ich meine Umwelt mit Klagen und Vorwürfen nicht verschonte. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich meiner Mutter einmal zurief, ich wolle doch »richtig« leben. Was aber sollte das heißen? Zum damaligen Zeitpunkt konnte ich diese Vorstellung noch nicht in Worte fassen. Richtig leben, hieß das nicht, frei sein, hinlaufen können, wohin man gerade möchte, ohne Anstrengung, und mit jedermann reden, ohne Fragen und Bitten sich eigene Wünsche erfüllen können und nicht immer nur warten, warten, warten? Nichts ist so unsinnig wie die Ansicht, man könne sich mit einer Einengung der ganzen Persönlichkeit abfinden. Der Stachel der inneren Empörung behält seine Wirkung, wenn die Freunde zum großen Sommerurlaub, zum Sport oder zu festlichen Vergnügungen gehen und einen für längere Zeit alleine lassen.

Ich möchte nicht bezweifeln, daß einige meiner nächsten Bekannten, die auf irgendeine Weise ebenfalls unter einer körperlichen Behinderung leiden, mit ihrer zwangvollen Abgeschlossenheit besser fertig werden als ich. Sie sind reifer, erfahrener, demütiger. Im stillen aber, in vielen unausgesprochenen Worten, fühle ich, daß auch sie noch unter dem Druck des Verzichtemüssens zu leiden haben.

Zurück aber zu meiner Jungmädchenzeit. Man sagt, ich sei damals recht hübsch gewesen. Meine Mutter förderte bewußt die weibliche Eitelkeit in mir. In dieser Zeit bekam ich vom Friseur die ersten Locken gelegt, und meine Garderobe wurde von Grund auf erneuert. Zu meinem damals noch hellblonden Haar stand mir Blau besonders gut. Ich war erheblich gewachsen, aber immer noch zart.

Innerlich vollzog sich die entscheidende Entwicklung. Sicher, ich trug dieselben modischen Keider wie die Freundinnen, die ich von Spiel und Kindheitsabenteuer her kannte, aber wenn sie mich besuchten, Teenager, die selbstsicher von ihrem ersten Freund erzählten oder ihn gar mitbrachten, saß ich irgendwie nur daneben. Ich kam da nicht mit. Zu deutlich spürte ich, daß meine Besucher mich zwar als zuhörenden Partner akzeptierten, doch nie die Möglichkeit erwogen, daß ich vielleicht einmal gleiches erleben könnte oder möchte wie sie.

Es steht außer Frage, ich wurde oft zornig darüber. Wie konnte man meine Rechte und Wünsche so einfach für null und nichtig halten, nur weil die äußeren Umstände eine Erfüllung unmöglich erscheinen ließen? Auch ich wollte einmal eine Party in einem Keller, einen Skiurlaub auf einer Almhütte oder einen Flirt bei einem Schülerausflug erleben. Wer hatte das Recht, es mir zu verwehren? Ich spürte, daß ich mich aus den Grenzen meines eigenen Lebensraumes niemals befreien könne. Wütend lud ich meine Freundinnen nicht mehr ein, um ihr Gerede nicht mehr zu hören.

Schwierigkeiten bereitete mir in diesen Jahren vor allem das Schreiben, da ich mit dem Stift nur verwaschene Buchstaben aufs Papier brachte. Wie aber sollte ich mich einmal ausdrücken und mitteilen können, wenn ich die Technik des Schreibens nicht beherrschte? Hier kam mir die Güte des Zufalls zu Hilfe.

Meine Mutter bekam eine recht alte Schreibmaschine ins Geschäft. Sie war fast schon eine Antiquität, doch erkannte meine Mutter rasch die Gelegenheit. Das Ding hielt einen ungeschickten, festen Puffer aus. Sie ließ mir das Ungetüm nach Hause bringen und befahl mir in strengem Ton, mein Glück darauf zu versuchen. Es passe ihr nicht, daß ich gerade körperlich wieder recht bequem geworden sei. Das könne ich mir nicht leisten: wenn sie einmal nicht mehr in dieser Welt sei, dann müsse ich doch mit vielen Dingen alleine fertig werden.

Mürrisch setzte ich mich vor den mir völlig fremden Apparat. Was sollte ich mit ihm anfangen? Sobald ich den Finger auf eine Taste drücken wollte, spannte der Arm und die Hand flog im

spastischen Reflex nach hinten. Wie sollte ich das jemals beherrschen lernen? Es mußte mir doch gelingen, die Buchstaben meines Namens in der richtigen Reihenfolge nebeneinander zu setzen: CHRISTA. Tagtäglich saß ich mehrere Stunden vor dieser Maschine, mit deren Mechanismus ich einen ungleichen Kampf auszufechten hatte. Mein Wille wurde immer unbezwingbarer. Ich verbiß mich in den Gedanken, auf dieser Maschine das Schreiben zu lernen. Unmerklich ging es besser, von Woche zu Woche. Nach etwa drei Monaten war ich soweit, einer Freundin meiner Mutter, einer älteren Dame, die mich durch ihren Wiener Charme vom ersten Moment an begeistert hatte, meinen ersten Brief zu schreiben.

Lange Zeit wurde dieses »Dokument« aufgehoben. Doch die Arbeit begann erst. Schreiben wurde meine Hauptbeschäftigung. Meine Mutter mußte mich schließlich in meinem Eifer bremsen, da ich mich völlig verausgabte und abends am Tisch vor Anstrengung nicht mehr gerade sitzen konnte. Ich sprach von nichts anderem mehr als vom Schreiben. Alle Gedanken, die ich sprachlich nur mühsam formen konnte, ließen sich mit Hilfe der Maschine in konkrete Formen setzen. Orthographische Mängel wurden durch einen Duden behoben, in dem ich alle Wörter nachschlagen mußte, deren Schreibweise mir nicht geläufig war. Ich hatte eine Aufgabe, ein Ziel, ein selbstgestecktes, und ich war überzeugt, ich konnte es erreichen.

Meine Lehrerin ließ mich immer wieder Stücke aus Lesebüchern abschreiben, damit ich mich im Tippen und in der Orthographie übe. Aber ich erreichte bei allen Anstrengungen höchstens eine halbe Seite pro Tag. Abends war ich völlig erledigt, mein Rücken schmerzte, der linke Zeigefinger war blutig gehauen, weil ich häufig zwischen die Tasten schlug und mir die Haut aufriß. Unter diesen ungünstigen Bedingungen schrieb ich zwei Jahre. Dann begann mein Hausarzt, derselbe, der mich vor Jahren an den Beinen operiert hatte, ernstlich zu protestieren. Durch Überanstrengung und eine falsche Sitzhaltung hatte ich eine erhebliche Rückenkontraktur bekommen, die selbst durch intensive krankengymnastische Behandlung nicht mehr wegzubringen war. Was sollte nun werden? Ich wollte und mußte weiterschrei-

ben. Ein gerader Rücken erschien mir nicht halb so wichtig wie die eben erlernte Fähigkeit, schreiben zu können.

Ein alter Bekannter meiner Eltern wußte im Handumdrehen für meine scheinbar aussichtslose Lage Rat. Für seine praktische Hilfe schulde ich ihm für alle Zeit tiefen Dank. Er besaß ein Schreibmaschinengeschäft und stand schon zu Lebzeiten meines Vaters mit uns in geschäftlicher Verbindung. Als er einmal zufällig meine Mutter aufsuchte, erzählte sie ihm von meinem Kummer.

Er besuchte mich und sah, wie schwer mir das Tippen fiel. Dann gab er seinen fachlichen Rat, der, wenn auch nicht medizinisch begründet, der einzig richtige war: Ich mußte eine elektrische Schreibmaschine haben, eine, bei der sich, mit Hilfe des Stroms, die Buchstaben leichter anschlagen lassen. Als rechnende Geschäftsfrau fragte meine Mutter erst einmal nach dem Preis. Dann wurde verhandelt. Mit klopfendem Herzen saß ich dabei und warf meiner Mutter flehentliche Blicke zu.

Der Bekannte hatte noch ein altes Modell auf Lager. Eine Quetschkommode, für die er meiner Mutter einen hochanständigen Preis nannte. Am nächsten Tag brachte man mir das Monstrum. Schon das Anschalten war eine Kunst: Man schob einen Hebel nach rechts und drückte auf eine Art Klingelknopf. Dann brummte der Apparat wie Opas Hobelmaschine im Keller. Es war ein mörderischer Spektakel! Berührte ich jetzt aber die Tasten, so schlugen sie leicht an, fast wie von selbst. Ich mußte sogar aufpassen, daß ich nicht zu hart antippte, sonst erwischte ich zwei Tasten auf einmal. Nun wurde das Schreiben von Tag zu Tag leichter.

Heute wüßte ich nicht, wie ich ohne eine elektrische Schreibmaschine auskommen sollte. Sie ist Begleiterin im Lernen und Hilfsmittel zum Ausdruck persönlicher Gedanken. Durch sie lernte ich fremde Menschen kennen, verstehen und schätzen. Ebenso half sie mir Traurigkeit und Alleinsein ertragen. Sie erfährt als erste meine Gedanken, Wünsche und Entschlüsse. Innerhalb der letzten zehn Jahre verbrauchte ich durch meine unsanfte Behandlung zwei Maschinen.

Durch Lernen und Schreiben erhielt mein Alltag seinen festge-

fügten Rhythmus. Ich hatte Pflichten und Aufgaben, die füllten mein Leben bis zum Rande aus. Abwechslung brachte die Gesellschaft meiner Krankengymnastinnen. Meine Mutter ließ meist junge Mädchen kommen, die ein wenig auf mich eingingen, und in deren Gesellschaft ich lernen konnte, jung zu sein.

Neben der Behandlung lernte ich, wie man eine Unterhaltung aufbaut. Meine Partnerinnen, den Umgang mit Spastikern gewohnt, störten sich nicht an meiner Sprachbehinderung. Um so eher lohnte es sich, auch im Inhalt etwas Sinnvolles zu sagen, und so überlegte ich mir bis zu ihrem nächsten Besuch meine Gesprächsthemen. Bald waren wir gut miteinander befreundet. Unser Interesse galt der Mode, den Vergnügungen und der Frage, wie man Behinderten die gleichen Lebensrechte wie anderen Menschen ermöglichen könne. Vom »New-Look« zur christlichen Lebensphilosophie war es für uns nur ein Gedankensprung.

An eine dieser Krankengymnastinnen erinnere ich mich besonders gut. Ich lernte sie in einem Erholungsheim für Behinderte kennen, in einer ungewohnten Umgebung, wo ich mich mal wieder verzweifelt und verlassen fühlte. Sie war ein junges Mädchen mit dickem blondem Pferdeschwanz und lustig-blauen Augen. Wir wurden fast Freundinnen. Oft kam sie, mich zu behandeln, aber auch privat. Wir schwatzten oft bis tief in die Nacht hinein.

Neben den persönlichen Beziehungen zu meinem Lehrer und den Krankengymnastinnen bekam ich auch langsam mit den Freundinnen meiner Mutter Kontakt. So ganz das kleine Kind war ich jetzt doch nicht mehr, und sahen sie etwas genauer hin, meinten sie in all meinen Bemühungen kleine Leistungen zu erkennen. Doch das Auge des Wohlwollens ist oberflächlich, und so überspannte man das Lob für Leistungen, die trotz meiner Behinderung selbstverständlich sein sollten. Auf die Dauer spornte mich das nicht an.

Meine Mutter hielt ihren Bekanntenkreis, mit dem sie engeren Kontakt pflegte, klein. Meist kamen immer die gleichen Bekannten zu uns. Ein Steuerberaterhepaar mit zwei Jungen in meinem Alter, ältere Witwen und sonst nur Geschäftskollegen, die mich

mit ihrem kleindenkerischen Mitleid manchmal geradezu überfielen.

Steuerberater Müller war von klein auf für mich der gute Onkel. Manchmal freute es mich sogar, wenn sein Besuch angekündigt wurde. Er nahm sich dann meist eine Weile Zeit, mit mir zu plaudern. Wir scherzten und lachten, und nicht selten lobte er meine selbstgebastelten Geschichten, die ich mit der neuen Maschine zu schreiben anfang. Nur ihm glaubte ich, daß seine Anerkennung echt sei. Bis zu jenem Tage, an dem ich zufällig mithören mußte, wie er meiner Mutter klagte, daß es ihn doch wirklich viel Kraft koste, sich mit mir abzugeben, ich sei doch ein so armes hilfloses Geschöpf, und er sei jedesmal fast den Tränen nahe. Wie versteinert stand ich da. Konnte das möglich sein? Dieser Onkel, der mir fast wie ein Freund erschienen war, empfand meine Gesellschaft als eine Qual! Es waren die ersten Augenblicke meiner Jugendzeit, in denen ich zu spüren begann, wie schwer ich auch künftig unter der Behinderung zu leiden haben würde. Ich fühlte mich auf das Gemeinste hintergangen.

Enttäuschungen dieser Art wiederholten sich. Ich hatte gemeint, die Menschen gesellten sich allein aus echtem Kameradschaftsgefühl mir zu, bis sich herausstellte, daß nur ein oberflächliches Mitgefühl sie so handeln ließ. Ihre Klage, daß ich »arm dran sei«, verlor in meinen Augen an Berechtigung.

Alle weinten - meine Konfirmation

Ich war ein junges Mädchen geworden, meine Altersgenossen erlebten die ersten Freuden und die stärkenden Kümernisse der Jugendzeit. Erste Teenagerpartys, erste schwere Prüfungen in der Schule, die erste selbständige Reise, aber auch zum erstenmal das eiserne Muß von Arbeitswelt und Alltag.

Ich lebte abgeschlossen, keimfrei und wohl umhegt. Nie sollte ich zu lange arbeiten, nie zuviel sprechen, nicht zu lange lesen, nie zu sehr mich freuen: Es schade der Gesundheit. Was war das für ein sinnentfremdeter Begriff! Schien es nicht eine Farce, mich

als »gesund« zu bezeichnen? Trotz, oder besser: mit diesem Wissen wollte ich leben, leben im ureigensten Sinn des Wortes. Ich wollte Wärme spüren und weitergeben.

Der Inhalt des Satzes, daß ich doch so »arm dran« sei, mußte zu widerlegen sein. Doch von außen kam keine Hilfe. In der Bundesrepublik gab es noch kaum Therapeuten oder Heilpädagogen, deren Aufgabe es ist, das Selbstvertrauen der Behinderten zu stärken und zu fördern. Ich mußte selbst handeln.

Vielleicht wurde mein Wille und das Wissen um die eigene Kraft dadurch so dynamisch. Ich fühlte, ein Recht zu haben, alle Leute, die mich bemitleideten, aus tiefster Seele verachten zu dürfen. Sie alle konnten ja im Grunde gar nicht mitreden. Wußten sie denn, wie es war, wenn man sprechen wollte und die Stimme einem versagte, wenn man das Glas greifen wollte und es kippte dabei um, wenn man mitten in der Wiese eine schöne Blume sieht, die man bestaunen und pflücken möchte, und mitten auf dem Weg versagen einem die Beine?

Es waren hundert Niederlagen, die ich ohne Klagen hinzunehmen hatte. Duldsamkeit macht hart. Es sagt sich so leicht hin, das wahre Leben hänge nicht davon ab, ob man im Winter Schi läuft, im Frühling sich verliebt und in lauen Sommernächten bei den neuesten Modetänzen sich vergnügt. Das wahre Leben: was ist es denn anderes, als einem Freund mit leuchtenden Augen entgegenzugehen, mit ihm sich zu freuen, neben ihm zu leiden? Das Leben besteht darin, zu wissen, zu wem man gehört.

Damals vermochte ich das noch nicht in Worte zu fassen, spürte aber das Begehren tief in meiner Seele, unbezwingbar und wild. Wem hätte ich das sagen können? Auch in meiner Umgebung lebten Menschen, die alleine das hörten, was ihnen am bequemsten schien.

Ich war inzwischen dreizehn Jahre alt geworden, Zeit, zu entscheiden, ob ich zur Konfirmation gehen solle oder nicht. Während des Krieges, kurz vor unserer Ausbombung, war ich noch getauft worden. Meine Mutter bestand nun darauf, ich solle zumindest durch die Konfirmation eine Eingliederung in die allgemeine Gesellschaft erfahren. Konnte ich schon keinen rechten Zutritt zu den öffentlichen Schulen finden, sollte zumindest

die Kirche ihre Türen nicht vor mir verschließen dürfen. Das Konfirmationsfest und der Unterricht davor dienten meiner Mutter vielleicht nur als Vorwand, mich vor der Welt als gleichberechtigten Menschen zu rehabilitieren.

Im Anfang schien alles zu scheitern. Der zuständige Pfarrer fand es nicht günstig, mich am allgemeinen Unterricht teilhaben zu lassen. Nach einigen Gesprächen erklärte er sich bereit, ein- bis zweimal die Woche mir Privatstunden zu erteilen. Es wurden erregte Gesprächsstunden, die man schwerlich als »Unterricht« bezeichnen kann. Noch heute fühle ich meine innere Empörung, als ich die Kainsgeschichte zu verstehen suchte und angeblich falsch folgerte: Abel war tot, Kain allein auf der Welt, wie konnte da die Weltgeschichte weitergehen? Die Behauptung, man müsse Glaubensauftrag und geschichtliche Genauigkeit in der Bibel scharf trennen, nahm den einzelnen Geschichten oft ihre ganze Würze.

Das Buch der Bücher, von meinen Großeltern mitleidig »Opium fürs Volk« benannt, von meiner Mutter mir als antiquarisches Kleinod mit Goldschnitt und Doré-Zeichnungen zugehört, blieb in der geschriebenen Formulierung oft unfaßbar. Es entbehrte der Logik, der Genauigkeit und der Realität, um für mich »Tröster in allen Lebenslagen« zu sein. Man verzeihe mir diesen Ton, aber ich wehre mich gegen die allgemeine Ansicht, das Leid führe unbedingt zum Glauben. Gerade unter den Behinderten begegnete ich den erbittertsten Atheisten. Nichts kann so zum Widerspruch reizen wie die Freudenbotschaft, überbracht von ältlichen Schwestern, die uns zu Märtyrern des Leidens stempeln, anstatt uns einmal zu einer Spazierfahrt einzuladen oder zu einem Kaffeepausch.

Ich faßte es kaum, als eine Schwester unserer alten Gemeinde mir bei ihrem Besuch einreden wollte, meine Lebensaufgabe sei es, krank zu sein: krank, damit die anderen Menschen erkennen könnten, wie gut es ihnen gehe. Behinderte müssen wachsam sein, wenn aus ihrer Behinderung ein Kult gemacht werden soll, wenn man ihre Schwäche über ihr Menschsein erhebt.

Der Herr Pfarrer besaß nicht die Zeit, regelmäßig zu mir zu kommen. So zog sich der Unterricht über zwei Jahre hin. Doch es

wurde nicht nur stur auswendig gelernt. Meine mißtrauischen Fragen, auf die der Herr Pfarrer zuweilen recht ungeduldig reagierte, kamen nicht immer zum Zuge. Als wir aber begannen, das Neue Testament zu besprechen, da erlebte ich wahrhaftig einen Abglanz der »Frohen Botschaft«, die mich mit einer festen inneren Sicherheit erfüllte. Ich weiß nicht, ob man Vertrauen mit Glauben gleichsetzen darf, doch wenn dies so ist, dann war ich zumindest damals mit einer tiefen Gläubigkeit erfüllt. Noch jetzt muß ich lächeln, denke ich daran, wie der Herr Pfarrer die Geschichte von dem in den Brunnen gefallenen Kalb berichtete, das kein Mensch herausholen wollte, weil Sabbat war. Das Temperament meines sonst so zurückhaltenden Pfarrers ging mit ihm durch, und er donnerte mächtig auf jede Art von Spießertum und auf die Lauheit der Menschenliebe. Es war eine Freude, ihm zuzuhören.

Dann aber, im Frühjahr 1957, war es soweit. Meine Konfirmation stand bevor. Meine Mutter begann Wochen vorher den größten Hausputz ihres Lebens. Nichts in der Wohnung blieb an seinem alten Fleck. Es wurde geschrubbt, gewaschen, geklopft, gesaugt, gewienert, poliert und lackiert. Viele unserer Bekannten meinten, sie solle doch nicht übertreiben, ich würde nur verwöhnt und ihr griffe es die Gesundheit an. Mutter lächelte müde. Das sei gewiß das letzte Fest, das allein meiner Person gegeben werde, vielleicht unser letztes Familienfest. (Was sich bewahrheiten sollte.)

Es wurde ein schönes Fest. Ein Freudentag mit Herzenswärme und frohem Lachen. Die Gemeinde hatte an einen normalen Stuhl Rollen anbringen lassen, da ich noch keinen eigenen Rollstuhl besaß. (Man hoffte immer noch, ich werde einmal ohne dieses Hilfsmittel auskommen.) Beim Einzug der Konfirmanden schob mich eine Konfirmandin in Begleitung meiner Mutter hinter dem Pfarrer her. Ich war so erregt, daß ich der Predigt kaum folgen konnte. Versprechen und Segen gingen vorbei, ohne daß ich etwas dabei zu empfinden vermochte. Alle weinten, vor allem meine Mutter.

Ich selbst saß recht unglücklich auf meinem Stuhl. Die große Anspannung versetzte meinen Körper in einen überhöhten

Krampfzustand. Selten erlebte ich einen Überreiz des Spasmus so stark wie gerade in jener Stunde. Außenstehende hätten mir damals wohl keine eigene körperliche Haltung zugetraut. Aber das ist Spasmus, die Fessel, die mich bindet. Immer dann, wenn es wirklich darauf ankommt, zu zeigen, daß es ja »gar nicht so schlimm ist«, daß man mit hilflosen Bewegungen fertig werden kann, verliert man leicht von einer Sekunde zur anderen die Kontrolle über seinen Körper.

Natürlich ging auch diese Feierlichkeit einmal zu Ende. Die übrigen Stunden des Tages verbrachte ich im Kreise lieber Freunde und Verwandter. Ich war der Mittelpunkt des Festes und spielte meine Rolle nicht schlecht. Das Gefühl, nun endlich erwachsen zu werden, brachte ein wunderliches Herzklopfen und sonderbare Aufregung mit sich.

Der erste Schritt in die Welt der Erwachsenen: jedes Kind erwartet ihn voll Ungeduld, doch ist er getan, möchte man ihn schnell annullieren. Ich erlebte diesen Tag in einem bewußten Trotzgefühl. Alle sahen in mir das »kranke Kind«, das »hilflose, lebensfremde Wesen«. Man suchte mich (und somit auch sich) zu trösten, anstatt zu akzeptieren. Meine Mutter trug zeit ihres Lebens schwer an meiner Behinderung, schwerer, als irgendein Mensch sich vorstellen kann. In ihrem Herzen saß der Stachel: warum ist gerade mein Kind so? Warum kann ich mich nie mit ihr frei irgendwohin bewegen? Einer ihrer sehnlichsten Wünsche war, einmal mit mir einen Stadtbummel zu machen, ohne Auto, ohne Fahrstuhl, einfach so, Arm in Arm, von Schaufenster zu Schaufenster. Später saßen wir dann in einem Café, ich aße meinen Kuchen selbst und sabberte nicht beim Trinken.

Damals hielt ich ihre Wünsche für unberechtigte Vorwürfe und ärgerte mich. Besonders zu der Zeit, in der ich weder ganz Kind noch ganz Erwachsener war, suchte ich Lob, Ansporn und eine klare Antwort, wenn es um Fragen meiner Behinderung ging. Ich erinnere mich noch deutlich, wie wir zur Zeit meiner Konfirmation wieder einmal zu einem Nervenarzt bestellt waren, der in Presse und Rundfunk von sich reden machte. Natürlich kam bei dieser Konsultation außer einer gesalzenen Rechnung nichts heraus. Mit wachem Gehör verfolgte ich das Gespräch zwischen

dem Arzt und meiner Mutter. Da ich nicht alles verstand, stellte ich zu Hause die Frage, ob es jemals eine Chance gebe, daß ich gesund werde. Meine Mutter begann heftig zu weinen, beklagte das Schicksal und mich und beteuerte ständig aufs neue, daß sie es nicht gewollt habe. Ich war zutiefst bestürzt und entmutigt. Von meiner Seite aus hatte ich eine sachliche Frage gestellt. Eine Diskussion über meine Behinderung wußte ich von Stund an zu meiden, wengleich ich der Aussprache manchmal bedurft hätte.

Es ist wohl das schwierigste Problem, das der Behinderte und seine Betreuer gemeinsam zu tragen haben: das Erkennen der Behinderung. Das heißt aber nicht, daß Behinderte anders zu behandeln wären als andere Menschen.

Niemals habe ich verstanden, weshalb man Behinderte in sogenannten Kur- und Erholungsheimen zusammenpfercht. Ich finde diese Einrichtungen zweifelhaft. Man sagt, man möchte den Behinderten damit eine Abwechslung schaffen. Sehr begrüßenswert, nur ist das keine Abwechslung, wenn zwar eine andere Umgebung und eine reizvolle Landschaft das Auge erfreut, alle jedoch das gleiche Problem zu meistern haben. Vielleicht möchten auch sie einmal vor Leid und Elend fliehen.

Ein Kurheim für behinderte Kinder erlebte ich wenige Monate nach meiner Konfirmation zum erstenmal. Mit Recht versuchte meine Mutter wieder einmal, mich aus meiner Isolation zu reißen und in einen weiteren Gesellschaftskreis zu führen.

Zuerst wehrte ich mich natürlich mit Händen und Füßen. Schlafen, Essen, Arbeiten und Fröhlichsein nach einem festgefügteten Tagesrhythmus, das war für mich nicht das ersehnte Glück, sondern Zwang. Der Tagesplan zu Hause war auf meine persönlichen Wünsche abgestellt. So geschah es nicht selten, daß ich bis zum Mittag schlief, um dann bis in die Nacht zu lesen. Ich hatte mir eine eigene Welt geschaffen, zu der kein Außenstehender Zutritt hatte. Der Gedanke, keines Menschen zu bedürfen, wuchs zu einer Wahnvorstellung. Beim Lesen erweiterte sich mein Horizont erstaunlich, das Gefühl seelischer Verlassenheit wucherte jedoch während der Pubertät ins geradezu Unermeßliche. Ein Tapetenwechsel schien das Richtige. Ich würde endlich

aus meiner Isolation gerissen, müßte mich behaupten, müßte erkennen, wie schön es sein kann, am frühen Morgen, mitten unter anderen, mein Brötchen an einer langen Tafel zu verzehren oder am Abend, frisch gebadet, im Bett dem Gesang der Vögel zuzuhören.

An einem Apriltag kam ich im Erholungsheim »Hirschsprung« an.

Der Weg war nicht weit. Das romantische Sommerschloß, das ein Prinz von Hessen als Ferienheim für behinderte Kinder zur Verfügung gestellt hatte, war in wenigen Jahren zu einem Begriff in ganz Deutschland geworden. Die kleinen und die großen Feriengäste trafen sich hier in dem Wissen, zu einer großen Familie zu gehören.

Niemals zuvor war ich mit behinderten Kindern so eng in Berührung gekommen. Ich gestehe, ich war entsetzt. Mein ach so ästhetisches Empfinden wurde auf drastische Weise vor die Wirklichkeit gestellt. Tagelang starrte ich einem Mädchen nach, das dieselbe Krankheit zu tragen hatte wie ich. Infolge mangelnder oder gar keiner Schulbildung war es ihr nicht möglich gewesen, die geistige Reife eines erwachsenen Menschen zu erlangen. So war sie trotz ihrer fünfzehn Jahre auf der Entwicklungsstufe einer Siebenjährigen zurückgeblieben.

Oft saß ich tränenüberströmt in irgendeiner Ecke. Doch warum weinte ich so verzweifelt? Es war nicht nur das Heimweh, nicht nur die Sehnsucht nach meiner vertrauten Umgebung. Tief versteckt in meiner Seele spürte ich, daß ich nicht so war, wie Mädchen mit fünfzehn Jahren eben sind und wie ich mich selbst sehen wollte: jung, übermütig, frisch und voller Möglichkeiten, mir die Welt zu »erobern«. Ich brauchte nur in den Spiegel zu schauen, um zu sehen, was wirklich mit mir los war. Ich lief um nichts besser als das Mädchen, über das ich mich erhob, und sprach ich, so war mein Ton so disharmonisch wie der ihre. Ich hatte keinen Grund, mich über ihren Speichelfluß schockiert zu zeigen, denn gab man mir in der krankengymnastischen Behandlung oder in der Werkstunde eine ungewohnte Aufgabe, so floß auch mir der Sabber über die Mundwinkel. Nein, um nichts war ich weniger hilflos oder körperlich weniger abstoßend.

Einer aber lernte mich in dieser schwersten meiner Krisen kennen und verstehen. Der Werklehrer des Heimes. Das heißt, ein richtiger »Lehrer« war er nicht. Er war ein Künstler, ein Bohemien, ein Mensch. Er stellte Ordnungen auf, an die er sich selbst nicht hielt, und er scherte sich einen Dreck darum, ob wir es taten. Er baute auf die Freiheit und den Glauben, in jedem Menschen stecke ein guter Kern. Sein einziger, sich selbst gestellter Erziehungsauftrag: uns soviel Freiheit wie möglich mitzugeben. Seine didaktischen Methoden blieben ausgefallen, doch durch seine Herzlichkeit gewann fast jeder Behinderte guten Kontakt zu ihm. Er allein konnte es sich sogar erlauben, über körperliche Ungeschicklichkeit zu spötteln.

Ich fand den Weg zu ihm recht schnell, durch mein Vertrauen und die Schwärmerei, wie sie Mädchen in dem Alter eigen ist. Je weiter jene Zeit entschwindet, desto wertvoller wollen mir die damaligen Gespräche erscheinen. Oft blieben nur Wortfetzen, leicht hingeworfen, bedingt durch meine schlechte Aussprache oder durch seine Konzentration bei der Arbeit an der Töpferscheibe oder an der Staffelei. Viele seiner Bilder entziehen sich mir wegen ihrer Abstraktion. Aber die Farbelemente stehen mir vor Augen: ein leuchtendes Meerblau, ein rötliches Braun, ein warmes Gelb. Meine Begeisterung wuchs von Tag zu Tag. Ich glaubte, die einzig sinnvolle Lebensgemeinschaft zu erkennen. Mein Weltbild hatte sich so gewandelt, daß mir jede Schwäche stärker erscheinen wollte, als Stärke es jemals sein konnte. Meine aufrührerische Fantasie baute eine neue Welt, ausschließlich für den Behinderten geschaffen! Er war Mittelpunkt allen Lebens und Leidens; er war der Überwinder seines Schicksals, Vorbild und Ausgangspunkt allen aufbauenden Handelns. Daß er einmal versagte, war völlig unmöglich.

Ich lebte im Rausch, denn der Mitstreiter in allen meinen exzentrischen Plänen war der umschwärmte Lehrer, obwohl er bei nüchterner Betrachtung alles andere war als eine Kämpfernatur für weltverbessernde Jungmädchenträume. Jedoch, ich sah weder Grenzen noch Tatsachen, die meinen hochfliegenden Plänen den Weg hätten versperren können.

Ich habe jenem kleinen untersetzten Mann, der am gemütlichsten

wirkte, wenn er seine Pfeife paffte und im schwäbischen Dialekt mit uns einen Schwatz hielt, unendlich viel zu verdanken. Er entdeckte mein Hobby, das Maschineschreiben, und redete mir zu, weiterzumachen: »Aufschreiben, alles aufschreiben, was du siehst, hörst, denkst, empfindest. Pack aus, Mädchen, sag es ihnen, daß ihr Reden und ihr Mitleid nichts nützt. Sag, daß man da durch muß, ob man will oder nicht. Und du kommst da durch. Du hast Mut, laß nur nicht locker!«

Stauend starrte ich ihn an. Das war eine Offenbarung, gläubig folgte ich ihrer Weisung. Hier stand ein Mensch, der an mein Leistungsvermögen glaubte, der sich nicht mit Trostworten begnügte, der von mir erwartete, daß ich an mir arbeite, wie jeder andere junge Mensch auch arbeiten muß. Er sprach mir die Gleichberechtigung zu!

Ohne Zweifel widmete mir jener Lehrer in besonderem Maße Zeit und Aufmerksamkeit. Man könnte sagen, daß ich in den Anfängen meiner Entwicklung zur inneren Selbständigkeit eine »Extrawurst« gebraten bekam. Viele der Behinderten, die ich kennenlernte, hatten diese persönliche Förderung nicht. Sie lebten immer in der Masse, geduldet, aber unverstanden, nicht gefordert und nicht ernst genommen.

Man sagte ihnen »Interesselosigkeit« und »Stumpfsinn« nach. Zuerst sperrte ich mich dagegen. Mein Idealbild vom untadeligen Behinderten war gar zu erhaben über niedrigem Geschwätz. Als die gleichen Meinungen mit der Zeit von allen Seiten, von Krankengymnastinnen, Ärzten, Therapeuten und später den Lehrern geäußert wurden, mußte ich einsehen, daß nur wenige Behinderte den festen Willen aufbringen, mit den gegebenen Schwierigkeiten fertig zu werden.

Zu wem ich auch ging, zu einem schweren Spastiker, zu einem Querschnittgelähmten oder zu einem Behinderten mit Kinderlähmung, überall fand ich das gleiche Bild: Mutlosigkeit und Angst vor der Umwelt, der man ständig als Blickfang ausgesetzt ist und die jeden Aufschwung der eigenen Energie bremst. Ihr Tagesablauf war der äußere Ausdruck ihrer inneren Verlassenheit: Aufstehen, Frühstück, das Warten auf den neuesten Schlager der Hitparade, wieder Essen, die Lektüre vom maisblonden

Bauernmädchen, das siebzig Seiten lang auf den reichen Grafen wartet, der sie dann mehr oder weniger beseelt in die Arme schließt und sie anstandshalber zu seiner Gräfin macht. Man schlägt die Zeit tot.

Ich sah mir diese Art zu leben an. Wochenlang, in allen Variationen. Es hätte durchaus meinem Egoismus und meiner Eitelkeit entsprochen, wenn ich mich damals hochnäsiger von meinen Leidensgefährten abgesondert hätte, zumal ich ihnen auf geistiger Ebene überlegen war.

Daß ich es nicht tat, wundert mich heute noch. Vielleicht war ich trotz aller Aggressionen gegen das Heimleben langsam in diese Welt des »Abgesondertseins« hineingewachsen. Natürlich identifizierte ich mich nie mit dieser Welt, fand mich auch mit dem Schicksal, das mich betraf, nicht ab. Ich bezweifle auch, ob man sich mit einer Einschränkung der körperlichen und gesellschaftlichen Freiheit abfinden kann. Aber ich lernte verhältnismäßig schnell die gegebenen Tatsachen akzeptieren. Ich erkannte das Leid der anderen Behinderten als gegeben an und damit indirekt mein eigenes. Ich fragte jedoch nicht mehr: Warum bin ich so? Ich fragte: Was kann ich dagegen tun?

Ich brauche nicht lange nach einer Antwort zu suchen. Weite Strecken meiner Kindheit stehen vor meinen Augen. Ohne Zweifel, bei meiner Erziehung passierten genug Fehler. Doch man versteckte mich nicht. Ich fühlte, ich gehöre dazu.

Man gab mir zum Lernen wie zum Spielen Gelegenheit, selbst wenn ich nur mühsam spielen konnte. Doch ich kenne das Gefühl, auf einer Wippschaukel zu sitzen oder trockenen Sand durch die Finger rieseln zu lassen. Ich kenne Kasperletheater und Jahrmarktgetümmel. Schon früh lernte ich mit Hilfe des Autos die Landschaft der Umgebung kennen, sei es im Frühling oder im Sommer, im Herbst oder im Winter. Zur Weihnachtszeit durfte ich ins Theater zum Märchenspiel: lebendige Hexen und Teufel, das war so herrlich gruselig. Behutsam führte mich meine Mutter in die Musik und in die Literatur ein, unvergessen auch die Lesestunden mit der »Tante«. Das alles prägte mich und gab mir Mut und Zuversicht. Das ist der Grundstock meines heutigen Selbstbewußtseins.

Diesen Abstecher in meine Kinderjahre schreibe ich, um einen Hinweis zu geben, was vielen Behinderten *meines Alters* gefehlt hat. Behinderte, die in der eigenen Familie versteckt gehalten wurden, können später eben nur mangelhaft Initiativen entwickeln. Wie sollten sie wachsen in ihrer Isolation?

Ich weiß nicht, ob sich die kleinen spastisch gelähmten Buben und Mädchen, die heute noch den Schulweg mit mir teilen, ebenso für Grimms Märchen, griechische Heldensagen und Mozarts Serenaden begeistern wie ich damals. Wahrscheinlich ist ihnen ein Film im Fernsehen oder eine Nummer der Beatles lieber. Doch darauf kommt es nicht an. Man darf nur eines nicht tun: dem kleinen Außenseiter der Gesellschaft, dem behinderten Kind, Bücher und Spielzeug ins Haus bringen und ihn dann seinem Schicksal überlassen, in der Meinung: »Nun hat er doch alles.«

Blickfang für Neugierige

Gleich nach meinem ersten Aufenthalt in Hirschsprung durfte ich mit meiner Mutter eine Urlaubsreise machen. Sie behauptete, es gehe ihr finanziell wieder besser, hatte ein älteres Mercedesmodell preiswert kaufen können und einen meiner Spielgefährten aus der alten Wohnung gewonnen, der sich zum Chauffieren bereit erklärte. Eine Bekannte meiner Mutter, eine gebürtige Südrussin, begleitete uns.

Die Fahrt ging über den Bayerischen Wald nach Passau, die Donau entlang, ein Stückchen Wachau, nach Wien und Wiener Neustadt, wo meine Mutter Freunde ihres Mannes aufsuchte. Für meine Begleiter, besonders für meine Mutter, war die Reise bedeutend anstrengender, als sie es heute wäre, weil ich damals noch auf viel mehr Hilfe angewiesen war. Tapfer nahm meine Mutter das Opfer auf sich, um mir zu zeigen, was ich aus eigener Kraft niemals gesehen hätte.

Unsere Reise dauerte fast einen Monat, und die vielen langen Autofahrten machten sie zu einer Strapaze. Ich besaß noch

keinen Rollstuhl, was jeden Ausflug sehr erschwerte. Das Dilemma verdanken wir der Fehldiagnose meines Orthopäden, der meiner Mutter bestätigt hatte, ein Fahrstuhl verleite mich zur Bequemlichkeit, ich verlerne dadurch das Laufen. Das Argument an sich mag gelten, doch es kommt auf den Grad der Behinderung an, ob ein Fahrstuhl notwendig ist oder nicht. Ist die Hoffnung berechtigt, daß das Kind später einmal weite Strecken selbständig zurücklegen wird, empfiehlt sich die Anschaffung eines Rollstuhls natürlich nicht.

Für den Spastiker besteht diese Hoffnung nur in seltenen Fällen. Hat er eine gewisse Altersgrenze erreicht, wird sich nur noch wenig ändern lassen. Theoretisch mag die Wissenschaft weiter sein, theoretisch mag man auch jeden Grad von Spasmus durch eine gute Krankengymnastin in einem ruhigen, geschützten Raum lösen können. Aber welchem Spastiker ist es schon vergönnt, 365 Tage im Jahr in einem ruhigen Raum zu leben, eine Krankengymnastin zur Seite, die jede seiner Bewegungen kontrolliert? Das wäre ein fades Dasein!

Damit möchte ich die Hilfe, die die Medizin auch dem Spastiker heute bereits bringen kann, weder leugnen noch schmälern. Wie beengt wäre mein Leben, wäre meine Spitzfußstellung durch den operativen Eingriff nicht beseitigt worden. So kann ich, wenn auch schlecht, wenigstens etwas laufen. Nur mag ich einigen Ärzten den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die Theorie oft vor die Praxis setzen, sei es aus falschem Taktgefühl, sei es aus Scham, die medizinische Unzulänglichkeit eingestehen zu müssen. So wird immer noch verschwiegen, was klar auf der Hand liegt: Alle Arten der Cerebralparese sind heute, 1969, noch nicht heilbar. Das ist zu bedauern und zu beklagen, das ist traurig und kann einem jede Hoffnung rauben, aber es ist eine Tatsache.

Das ist die Grundlage, von der Arzt und Patient ausgehen müssen. Eine Krankheit, die nicht heilbar ist, ist ein Zustand. Das Spezifische einer Krankheit ist doch, daß sie entweder heilbar ist oder zum Tode führt. Bei einer Behinderung aber tritt ein Stillstand der Entwicklung ein. Die Natur erlaubt sich den Scherz, einen nicht normal funktionierenden Organismus für

lebensfähig zu erklären. Was der Betroffene dann mit und aus diesem Torso »Leben« macht, bleibt ihm überlassen.

Für meine Entwicklung war es falsch und hemmend, daß ich auf unserer Österreichreise auf einen Fahrstuhl verzichten mußte. Weil ich nicht laufen konnte, mußte ich auf einen Spaziergang durch den Wiener Prater verzichten. Weil ich vor Erschöpfung schon am Umsinken war, konnte ich dem Museumsleiter im Schloß Schönbrunn nicht mehr folgen. Weil es niemandem zuzumuten ist, daß ich meinen Begleitern für längere Zeit bleischwer am Arm hänge, blieben mir viele Spaziergänge versagt. Lohnte sich dieser Verzicht? In meiner Lage?

Bald nach unserer Rückkehr bekam ich den Fahrstuhl. Unentbehrliches Hilfsmittel und Blickfang für Neugierige.

Ich wußte nicht, wie gut es mir während des Österreichurlaubs ging und wie umsorgt ich war. Im Gegenteil, ich war mit meiner Situation unzufrieden, war launisch und von einer egozentrischen Unruhe erfüllt. Ich hatte alles und wußte doch: irgend etwas fehlte. Die Tröstungen der Umwelt schmeckten schal. Gibt es wirklich einen Ersatz für Jung- und Verliebtsein? Für Tanz, Sport und Erfolg? Ich zählte sechzehn Jahre und fühlte, daß man mich belog: »Liebes Kind, für alles im Leben gibt es einen Ersatz. Du kannst nicht tanzen, aber die Musik bleibt dir. Du kannst nicht sprechen, aber mit Hilfe der Schreibmaschine kannst du alles sagen. Du bist klug und geduldig und wirst deinen Weg gehen. Auf deine Weise ist dein Leben reicher, weil es unter keinem Zeitdruck steht.«

Bah, ich ertrug dieses Gefasel nicht mehr und mied die Geselligkeit. Man tat, als hätte man das Leben des Spastikers selbst schon bis zur bitteren Neige gekostet. Mit sechzehn kann man noch nicht all die menschlichen Schwächen, die der anderen und vor allem die eigenen, mit jenem Verständnis, das erst die Erfahrung lehrt, tolerieren. Da glüht das Herz noch im Glauben an die Vollkommenheit aller Dinge, und der Kopf ist wirr von Idealen.

Mit sechzehn fühlte ich mich hundertprozentig unverstanden und alleingelassen.

Während der Österreichreise sehnte ich mich mit jeder Faser

nach jenem umschwärmten Lehrer, von dem ich meinte, er verstünde mich besser als ich mich selbst. Bittersüßes Liebesleid. Von alters her hat sich ja ohnedies die Meinung eingebürgert, der »Andersgeartete« habe solche Gefühle und Wünsche nicht zu haben und habe sie auf Grund seiner körperlichen Mängel auch gar nicht. Welch ein Trugbild! Regt sich nicht das Lebendige in Körper und Seele gerade dort am stärksten, wo es beschnitten ist? Es liegt mir fern, mich mit diesen Erlebnissen zu brüsten. Wesentlich daran erscheint mir nur, daß man erkennt, daß ich wirklich ein völlig »normales« Mädchen war und bin, daß ich normal empfinde und keine Entwicklungsphase ausließ. Über Monate hin war ich verliebt in diesen Lehrer.

Meiner Mutter unterliefen – besonders in diesen späteren Jahren – viele Fehler, in diesem Punkt vollbrachte sie pädagogische Maßarbeit. Es gab weder Vorwürfe noch Schelte, weder Verbote noch eine Moralpredigt. Leider unterliefen ihr dafür Fehler anderer Art. Infolge ihres Alters und ihrer fortschreitenden Krankheit ertrug sie die Schwierigkeiten, die meine Behinderung mit sich brachte, kaum mehr. Sie machte mir die bittersten Vorwürfe, weil ich mich noch nicht allein an- und auszog, nicht eigenhändig essen und die Wohnung nicht selbständig aufräumen konnte. In meinen Augen erschien das, was meine Mutter von mir forderte, unmöglich. Sie aber hielt mich für gleichgültig, faul und phlegmatisch. Tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten rieben uns gegenseitig auf.

Im Abstand von rund zehn Jahren sehe ich klarer. Meine Mutter dachte, ich könne alle Dinge lernen, wenn ich nur wollte. Ich dagegen begriff nicht, daß sie mit ihren harten Forderungen nur meinen Ehrgeiz anspornen wollte. Ich konnte lernen, daran besteht kein Zweifel. Es fehlten mir nur die rechte Anleitung und wichtige Hilfsmittel. Nach fast einjährigem Klinikaufenthalt, in dem ich viel für meine körperliche Selbständigkeit gelernt habe, bin ich aber immer noch der Auffassung, daß sich an meinem Krankheitsbild im Grunde nichts geändert hat.

Damals sowenig wie heute kann ich Knöpfe öffnen oder schließen. Ebenso stellen Haken, Reißverschlüsse, Schnallen und Bänder für mich unlösbare Aufgaben dar. Ich kann immer noch

keinen Löffel zum Munde führen oder mein Brot selbst bestreichen.

Man führe sich diese Tatsachen klar vor Augen. Viele Freunde bestätigen mir, ich sei ein »normaler« Mensch, sei intelligent, begabt und charakterlich intakt. Das mag stimmen (oder auch nicht). Doch schöne Worte nutzen nichts, wenn nicht die Bereitwilligkeit dahintersteht, Last und Kummer mitzutragen. Es ist anstrengend, mir zuzusehen, wenn ich mich anziehe, es ist unappetitlich, wenn ich vergebens versuche, die kleinen Brotstückchen auf eine Gabel zu speißen und dabei alles zerkrümele. Es verlangt Willenskraft, mich trotz dieser Mängel in den Gesellschaftskreis mit einzubeziehen. Die Einbeziehung des Behindereten ins Alltägliche ist und bleibt unbequem.

Staat und Gesellschaft beklagen, es gäbe immer weniger gutes Pflegepersonal, keiner sei bereit zu »dienen«. Sicher, diese Entwicklung ist bedauerlich, aber man führe sich einmal all die Mühen vor Augen, die so ein Beruf mit sich bringt. Vielleicht ist kein Pflegedienst so schwierig wie gerade beim Körperbehinderten, weniger im körperlichen als vielmehr im seelischen Bereich. Wird mit dem Behinderten nicht oft genug auch sein Betreuer zum Außenseiter der Gesellschaft abgewertet? Man vergebe mir die Bitterkeit, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß es auffälliger wäre, mit einem Raubtier an der Leine durch die Stadt zu gehen als mit einem Behinderten im Rollstuhl. Das Gaffen bleibt das gleiche.

Verbindlich bleibt wohl das Urteil meines Arztes, der die Unzulänglichkeiten unserer Gesellschaft zusammenfaßte: »Achtzig Prozent der Leute sind desinteressiert oder zu dumm, zu begreifen, daß es auch auf sie ankommt. Zehn Prozent sind Fanatiker der Nächstenliebe, die in ihrem Wahn immer am verkehrten Ende anfassen, weil es ihnen an praktischer Erfahrung fehlt. Mit den restlichen zehn Prozent kann man arbeiten, wenn man sie findet.«

Meine Mutter war in diesen Jahren glatt überfordert, wenn sie an meine Zukunft dachte. Was sollte aus mir werden? Ihr selbst blieben nur noch wenige Lebensjahre, das sagten die Ärzte, und das spürte sie auch selbst. Zwar übte ich mich in den wenigen

Pflichten, die mir meine Privatlehrerin und meine Krankengymnastin allwöchentlich auferlegten, zwar saß ich täglich meine drei bis vier Stunden an der Schreibmaschine, erledigte meine Hausaufgaben, schrieb an Freunde, verfaßte ein Tagebuch, das nur so von orthographischen und inhaltlichen Fehlern strotzte. Damit konnte man kein Leben bewältigen. Bang malte mir meine Mutter die Zukunft aus: Geschähe kein Wunder, käme ich später einmal in ein Heim.

Ich muß gestehen, daß mich das Gejammer und Gezeter meiner Mutter langweilte. Ich verstand sie nicht und wollte sie auch nicht verstehen. Ich war jung, kannte keine materielle Not und verschloß vor der ungewissen Zukunft die Augen. Damals war ja immer jemand da, der mich anzog, mir zu essen gab und mich mit all den kleinen Handgriffen verwöhnte. Aber damals hätte weniger ich als vielmehr meine Mutter eine Betreuung gebraucht. Fachliche Anregungen, die ihr im Umgang mit mir geholfen hätten, fehlten.

Meine Mutter fand es tragisch, daß ich mich mit 22 Jahren nicht allein ankleiden konnte. Einer Beschäftigungstherapeutin, die mich bei einem längeren Klinikaufenthalt zu behandeln hatte, gelang es in weniger als drei Monaten, mir das beizubringen. Einige Wochen hartes Training, einige Änderungen an meiner Kleidung, damit war die Schwierigkeit gelöst. Oft sind es ganz einfache Vorrichtungen, die Erleichterung schaffen, dem Laien und den Eltern aber meist unbekannt bleiben. So bekam ich in der Klinik über die Tastatur meiner Schreibmaschine eine Abdeckplatte. Waren es vorher nur etwa 18 oder 20 Tasten, so schlug ich jetzt in der Minute dreißig an.

Meiner Mutter erschien es jedoch unbegreiflich, daß ich nicht auf herkömmliche Weise die Verrichtungen des Alltags erlernen konnte. Eines Tages stellte sie mir aus Wut und Verzweiflung mittags meinen Teller mit Essen hin, drückte mir einen Löffel in die Hand und sagte: »Wenn du jetzt nicht verhungern willst, dann mußt du alleine essen.«

Es mag sein, daß diese Methode bei einigen körperbehinderten Kindern pädagogisch sinnvoll ist, in meinem Fall war so ein Gewaltakt falsch. Ich konnte noch nie unter Zwang lernen.

Damit will ich meine Mutter nicht beschuldigen. Ihrem Alter und ihrem Lebensstil gemäß war sie ihren Aufgaben nicht gewachsen. Was sie an seelischen, geistigen und körperlichen Kräften noch zu geben hatte, wendete sie ohnehin für mich auf.

Gehirnoperation

Schon vor meinem ersten Aufenthalt in Hirschsprung war meine Mutter darangegangen, das Haus, das sie vor wenigen Jahren unter Schwierigkeiten gekauft hatte, wieder zu veräußern. An einem Sommernachmittag, ich saß mit meiner Lehrerin im Garten und wiederholte Grammatikübungen, kam meine Mutter mit meinem Cousin und fremden Leuten, beschauten das Haus, bewunderten die Blumenpracht und strichen mir über das Haar. Einige Tage später erfuhr ich, das Haus sei verkauft worden. Ein älterer Rechtsanwalt mit seiner Frau wollte aber, obwohl er das Haus gekauft hatte, in der nächsten Zeit noch nicht einziehen. Da wir aus einer Zwangslage heraus handelten, verkauften wir es sehr preisgünstig. Ich achtete wenig auf diesen Zwischenfall. In meinem Alltag bedeutete er noch nichts. Erst nach Jahren mußte ich erkennen, wie schicksalsschwer dieser Sommertag für mein Leben gewesen ist.

Bedeutungsvoll war in diesen Wochen nur jener Lehrer. Ein Brief, ein Anruf oder sein Besuch, und ich dachte, die Welt drehe sich nur um mich – und natürlich auch um ihn. Seine Gegenwart brachte Freude und Übermut, ließ mich alles Schwere vergessen. Besonders glücklich, fand ich, war, daß er guten Kontakt zu meiner Mutter bekam.

Immer wieder drängte er, ich müsse schriftstellerisch produktiv werden. Mit einem für meine Trägheit erstaunlichen Fleiß verfaßte ich in wenigen Monaten einen Aufsatz über meine Ferien in Hirschsprung. Er wurde in einer Jugendzeitschrift in mehreren Folgen abgedruckt. Ich war unendlich stolz. So eine »großartige« Leistung! Mit dem ersten »selbstverdienten Geld« kam mir zum Bewußtsein, daß ich etwas leisten konnte und daher auch leisten

mußte. Als erstes legte ich die sentimentalen Kinderbücher weg.

Ich las Dostojewski, Hamsun, Tucholsky, Frisch und Böll, Camus und Borchert. Eine neue, eigenwillige Welt öffnete sich mir. Die Studentin der Zahnmedizin, die mir bisher den Unterricht gegeben hatte, zog von Frankfurt weg. Meine Mutter und ich stritten uns, weil sie der Ansicht war, ich brauche keine Privatstunden mehr, wäre nun alt genug, allein zu lernen, außerdem gehe ihr der Spaß zu sehr ins Geld. Aber ich dachte nicht daran, mir diese Stunden nehmen zu lassen. Nicht, um neue Mathematikaufgaben lösen zu können oder mein Sprachgefühl an grammatikalischen Übungen zu erproben, sondern ich brauchte einen Menschen, mit dem ich noch über andere Dinge reden konnte als nur über die Alltagsgeschehnisse. Schließlich hatte ich zum Nachdenken genügend Zeit und stieß immer wieder auf Fragen, die mir kein Lexikon beantworten konnte.

Selbstverständlich siegte ich in diesem Zweikampf. Der Trick war einfach: Ich sagte meiner Mutter, entweder sie besorge mir eine neue Lehrerin, oder ich täte überhaupt nichts mehr. Heute finde ich meine Haltung nicht mehr fair, aber sie erfüllte damals ihren Zweck.

Wir wählten eine Lektorin, die am Hessischen Rundfunk arbeitete und nach Dienstschluß keinen allzu weiten Weg bis zu unserer Wohnung hatte. Sie war klein und dürr, trug einen Pagenschnitt und stets derbe Wanderschuhe. Es war schwer, etwas Weibliches an ihr zu entdecken. Ihre große Liebe galt den alten Griechen, besonders Aristoteles und dem Mathematiker Pythagoras. Ich aber konnte nur an Diogenes Gefallen finden, der nichts anderes wünschte, als daß man ihm den Blick zur Sonne nicht versperre.

Die Lektorin hatte sich schnell an meine undeutliche Aussprache gewöhnt. Sie legte – und das war das Neue an ihrer Unterrichtsmethode – keinen allzu großen Wert auf schriftliche Arbeiten, sondern mühte sich, daß ich in einer Diskussion frei sprechen lerne. Nach ihren Vorstellungen sollte ich einen Überblick über die Wissensgebiete erhalten. Doch meine Mutter wollte das Hauptgewicht des Unterrichts auf das »praktische Leben« gelegt

wissen: Rechnen, Schreiben, Lesen, wissen, wo die deutschen Grenzen verlaufen und wann der Alte Fritz regiert hatte, das erschien ihr als Bildung. Das praktische Leben – hätte ich je eine Beziehung dazu finden können?

Manchmal gingen wir zusammen ins Theater. Über »Minna von Barnhelm« schrieb ich die erste und schlechteste Inhaltsangabe meines Lebens. Ich erhielt die erste Fünf und konnte die Blamage tagelang nicht verwinden. Puh! Man ist eben doch noch nicht vollkommen, wenn man einmal einen kleinen Artikel in einer Jugendzeitschrift veröffentlicht hat. Sicher hätte sich mein Idealismus vom lebenslangen Lernen etwas verflüchtigt, wenn ich damals geahnt hätte, wieviel schlechtere Noten ich in späteren Jahren noch bekommen sollte.

Mein achtzehnter Geburtstag war ein Markstein in meinem Leben. Wir hatten weder Besuch eingeladen noch Kuchen gebacken. Ich verbrachte den Tag mit unserem Hausmädchen. Am Nachmittag kam meine Mutter vom Geschäft, wir zogen uns um und fuhren in die Stadt zum Essen. Für den Abend hatte sie Opernkarten bestellt. Anschließend, in der Nische eines angesehenen Restaurants, gab es mein Lieblingsessen und eine halbe Flasche Sekt. Meine Mutter wurde mit einem Male sehr ernst. Sie meinte, in absehbarer Zeit ergäben sich wichtige geschäftliche Veränderungen. Ihr langjähriger Mitarbeiter, mein Cousin, hatte zum Herbst gekündigt. Ebenso wolle ihr alter Verkäufer in naher Zukunft die Stelle wechseln. Das hieß, daß die Geschäftsführung dann nur noch in ihrer und der Hand eines alten Onkels lag. Ich war bestürzt.

Mein Cousin, der in der ersten Zeit nach dem Tode meines Vaters die Autoritätsstelle mir gegenüber vertreten hatte, war mir Freund und Respektsperson zugleich gewesen. So hatte ich in meinen Jungmädchenjahren auch ein wenig für ihn zu schwärmen begonnen. Er war der bestaussehende Mann, den ich kannte. Er schien wirklich noch ein »Kavalier der alten Schule« zu sein. Nie ging er ohne Jackett, nie trug er ungebügelte Hosen, und zu keiner Minute vergaß er seine Kavaliersplichten. Einfach ein Gentleman. Es hieß, er würde bleiben und später die Sorge um meine Person übernehmen! Doch es kam anders. Mein Ritter

ohne Furcht und Tadel büßte seinen Nimbus ein. Auch er ging bald, ich bekam den ersten Handkuß meines Lebens, und er versprach, »immer für mich dazusein, wenn eine Not mich träfe«. Mit achtzehn wußte ich noch nicht, wie zwischen einem Versprechen und einer Redewendung die Grenzen verschwimmen.

Der zweite Schicksalsschlag traf Mutters Geschäft (und damit indirekt meine Zukunft), als nach einiger Zeit unser erster Verkäufer aus der Firma schied. Gerade von diesem Menschen hatte ich mich verstanden gefühlt. Er gehörte in die Welt meiner Kindheits- und Jugendzeit; war der Kontakt, den ich zu ihm hatte, auch nur lose und aus einer gewissen Distanz heraus (er war ja »nur« der Angestellte meiner Mutter), so zählte eine zufällige Begegnung mit ihm im Geschäft oder zu Hause zu den wenigen Höhepunkten meines Alltags. Eine letzte Spazierfahrt in den Taunus, ein letztes Gespräch, dann zog er den Hut und ging. Kaum jemals danach war ich von einer solchen Einsamkeit erfüllt wie in diesen Monaten. Es sollten Jahre vergehen, ehe ich ihn wiedersah.

Zu den wichtigsten Ereignissen dieser Zeit gehört die Bekanntschaft mit einer amerikanischen Spastikerin. Sie gab mir den positiven Eindruck von einem Schwerstbehinderten.

Unsere Mütter lernten sich lieben, ohne eine gemeinsame Sprache zu sprechen. Aber sie verstanden sich durch gemeinsam getragenes Leid. Meine Mutter sah jene Amerikanerin zum erstenmal auf der Straße, als eine Nachbarin auf uns beide zukam und einmal in englischer und einmal in deutscher Sprache dolmetschte, daß sie doch beide so ein »armes Kind« hätten und es gut wäre, wenn man miteinander bekannt würde. Die amerikanische Dame lud meine Mutter für den Sonntag zum Kaffee ein. Aufgeregt kam meine Mutter nach Hause und gab ihrer Bestürzung Ausdruck: »Was soll ich nur mit denen reden?«

Mit einem Fremdwörterbuch bewaffnet machten wir uns am Sonntag auf den Weg. Die Amerikaner wohnten uns gegenüber. Im Treppenhaus empfingen uns würziger Kaffeegeruch und wütendes Hundegebell. Ein überschlanke Mädchen saß auf dem großen Sofa und hielt krampfhaft einen zappelnden Pudel am

Halsband. Hinter ihrem freundlichen Lächeln spürte ich den ängstlichen Blick, der auf mir ruhte. Aus der Fröhlichkeit ihrer Mutter sprach letztlich die Verzweiflung, und ihr Vater zog mich mit tränenfeuchten Augen an sich.

Sandy war zwei Jahre jünger als ich. Ihre erste Frage, die sie halb in Deutsch, halb in Englisch an mich richtete: »Hast du schon einen boyfriend?« Mit ihren Eltern, ihr Vater war Oberst bei der Air Force, kam sie viel herum. Ihre Jugendfreundin lebte in Glasgow und ihr boyfriend in Paris. Für den Augenblick interessierte mich etwas ganz anderes in ihrem Leben. Wo sie auch hingekommen war, hatte sie Gelegenheit gehabt, eine richtige Schule zu besuchen. Eine Schule mit strengen Lehrern und übermütigen Kindern, eine Schule mit lustigen Streichen und quälenden Klassenarbeiten! Das war neu für mich. Je mehr ich darüber hörte, desto brennender stieg der Neid in mir hoch: Warum durfte sie das alles erleben? Warum sollte ich dagegen tagelang allein zu Hause sitzen? War sie denn besser als ich? Der Kuchen schmeckte plötzlich nicht mehr. Ich wies die liebevolle Behandlung ihrer Mutter schroff ab. Meine Mutter aber fühlte sich seit langem einmal wieder richtig wohl. Wenn auch nur mit Hilfe des Wörterbuches, so konnte sie sich doch einmal aussprechen. Man verstand sie auch so, ohne Worte.

Von diesem Tage an sahen wir uns häufig, luden uns gegenseitig ein oder unternahmen gemeinsame Ausflüge. Sandy war ein intelligentes Mädchen, strebsam und voll Lebenslust. Mit abgöttischer Liebe hing sie an ihrem Vater, der ihr bei allem half und mit dem sie sich meist nur durch Blicke verständigte.

Nach einigen Monaten kam durch ein wesentliches Ereignis Unruhe in beide Familien. Sandy sollte mit ihrer Mutter ins Barnabas-Hospital nach New York fliegen. Dort sollte eine Gehirnoperation vorgenommen werden. Man kam überein, ich solle sofort nachkommen, wenn dieser Eingriff bei Sandy Erfolg habe. Ihre Mutter würde dann so lange mit uns drüben bleiben, bis wir beide als völlig neue Wesen aus dem Krankenhaus entlassen wären. Man setzte alles auf das Glück.

Die Nachrichten aus Amerika lauteten in den ersten Wochen günstig. Sandy wurde medikamentös auf den Eingriff vorberei-

tet. Sieben Stunden soll sie auf dem Operationstisch gelegen haben. Danach rief ihr Vater immer seltener an, um über ihren Zustand zu berichten. Man müsse Geduld haben, hieß es, doch das ist und das war schon immer der Selbstbetrug in auswegloser Lage. Drei Monate nach dem hoffnungsfrohen Aufbruch in ein neues Leben kehrte Sandy mit ihrer Mutter zurück. Sie war noch dürrer, noch blasser und fast apathisch geworden. Regungslos saß sie in ihrem Rollstuhl. Sie sprach wenig, und ihre Augen schienen unendlich traurig.

Fazit dieses Ereignisses: Zu diesem Zeitpunkt brachte ein operativer Eingriff für den Spastiker noch keine Erleichterung. Bald nach ihrer Rückkehr wurde gemunkelt, Sandy leide unter krampfartigen Anfällen, wenig später gestand ihre Mutter, Sandy stehe seit der Operation ständig unter Medikamenten. So zerschlug sich in wenigen Monaten eine große Hoffnung, die meine Mutter aus höchster Glückseligkeit bis an den Rand der Verzweiflung trieb.

Meine Mutter sträubte sich dagegen, die Wirklichkeit anzuerkennen. Ein Körperbehinderter ist erst dann angenommen, wenn man ihn in aller Konsequenz bejaht und in seiner Behinderung die einzige Möglichkeit seines Daseins erkennt.

Das sind große Worte, bei denen man nicht denken darf, daß ich heute, mit 39 Jahren, das Glück des Lebens darin erkenne, ein nicht zu überwindendes Leid zu tragen. Weit gefehlt! Im Gegensatz zum Glück bietet das Leid dem Menschen so gut wie keine Ruhepause. Es nagt und frißt, wühlt und begehrt auf und ist wie eine Sturmwohle, die gerade dort aufbraust, wo man eben erst einen Damm der inneren Sicherheit errichtet zu haben meint.

Nach zwei Jahren endete die Freundschaft mit der amerikanischen Familie. Sandys Vater wurde in die USA zurückberufen. Weihnachten 1963 feierten wir Abschied. Kerzenlichter, Geschenke; und Tutu, die Pudelmutter, hatte drei Junge bekommen. Am Abend, wir zogen in der Garderobe unsere Mäntel an, rief mich Sandy ins Zimmer zurück. Im Schoß saß eines der Pudelbabys, weiß und weich, mit großen ängstlichen Augen. Zitternd hob Sandy mir den kleinen Hund entgegen: »Der ist für dich, daß du immer an mich denkst.« Ich war von dem lebendigen

Weihnachtsgeschenk überrascht. Konnte ich annehmen? Für Sandy waren diese Tiere ihre ganze Lebensfreude, meine Mutter bekäme dagegen durch die Verpflichtung, für das Tier sorgen zu müssen, nur noch mehr Arbeit.

Rasch überzeugten mich die anderen vom Gegenteil. Meine Mutter nahm das kleine Wesen freudig auf den Arm und trug es zum Auto. Nicki, wie ich ihn später nannte, verschwand in den weiten Ärmeln ihres Mantels, nur seine schwarze, sich ständig bewegende Schnauze sah hervor.

Nicki brachte Leben in meinen Alltag und Unruhe in den Haushalt meiner Mutter. Seinetwegen gab es Familienkräche und Eifersuchtsszenen. Nicki wurde anfangs so verwöhnt, daß er mit uns machte, was er wollte. Es gab keinen Platz in der Wohnung, von dem er nicht Besitz ergriffen hätte; den neugekauften Hundekorb ignorierte er völlig. Er lag auf Couchen, Sesseln oder im Bett. Er bettelte am Tisch und ließ seinen Freßnapf tagelang unberührt.

Meine Mutter ertrug die Belastungen kaum. Ich wundere mich heute, wie ich ihr diese Verpflichtung zumuten konnte. Aber im Grunde wollte sie es nicht anders. Nicki war so etwas wie ihr zweites Kind, lebhaft und gesund, ohne Probleme. Das Familienglück dauerte sechs Jahre. Es ging rasch zu Ende, als im Jahre 1966 die Krankheit meiner Mutter so weit fortgeschritten war, daß sie für Monate ins Krankenhaus mußte. Nicki kam zu Bekannten, die ihn schon vorher mehrmals übers Wochenende oder in Ferienzeiten zu sich genommen hatten.

Mündig

Eine Freundschaft dieser Tage bedeutet mir bis heute sehr viel. Der junge Mann wohnte fast drei Jahre in einer der Mansarden, die zu unserer Wohnung gehörten, in Untermiete. Als er zu uns zog, hatte er gerade seine Banklehre beendet und war von seiner Mutter mit Sack und Pack und allen mütterlichen Segenswünschen gebracht worden. Begegnete ich ihm, ärgerte ich mich

ständig über sein ungehöriges Benehmen. Er stand im Zimmer herum, sprach kein Wort und musterte mich von oben bis unten. Richtete ich eine Frage an ihn, in der besten Absicht, eine Unterhaltung zu beginnen, bekam ich eine knappe Antwort. Danach wieder eisiges Schweigen. Die Beteuerungen meiner Mutter, daß ich »trotz allem« ein intelligentes Mädchen sei und mich besonders für Literatur und Musik interessiere, quittierte er mit einem spöttischen Lächeln. So ignorierte ich seine Gegenwart wie er die meine.

Es mußten mehrere Wochen vergangen sein, da kam er eines Nachmittags und fragte, ob es mir recht sei, wenn er mich mit dem Fahrstuhl spazierenfahre. Meine Verblüffung war groß. Mir schien klar zu sein, daß er bei diesem Spaziergang eine Unterhaltung einleiten würde. Doch nichts dergleichen geschah. Ruckhaft schob er den Fahrstuhl vor sich her, über Stock und Stein, fast wäre ich aus dem Wagen gekippt. Eine Redewendung, die eine Entschuldigung ausdrückt, kannte er nicht. Er piffte einen Schläger vor sich hin und machte den Eindruck, mit sich und der Welt zufrieden zu sein. Ich war heilfroh, als er mich unversehrt zu Hause ablieferte, und nahm mir vor, in nächster Zeit auf solche Spazierfahrten zu verzichten.

Mein seltsamer Freund kam nicht oft, höchstens einmal im Monat, um seine Miete zu zahlen. Ich erfuhr immerhin, daß er ein fanatischer Kinogänger war. Kam einmal ein guter Film durchs Fernsehen, lud ich ihn an diesem Abend ein. Hinterher sprachen wir darüber. Bei solchen Unterhaltungen lernte ich oft mehr als in den privaten Unterrichtsstunden. Vergebens versuchte er, mir das Wesen des Nihilismus zu erklären. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß letztlich kein Ding in der Welt einen Wert habe. Er selbst war kein Nihilist, vielmehr wollte er mich zum abstrakten Denken zwingen. Manchmal versuchte er, mir die Lehre Rudolf Steiners nahezubringen, denn er tendierte zu den Anthroposophen. Es lag ebenso an meiner Begriffsstutzigkeit wie an seiner Ungeduld, daß aus dem Versuch, mich »auf eine höhere geistige Ebene zu führen«, nichts Rechtes wurde.

Innerhalb eines Jahres waren wir gute Freunde geworden. Mit Hilfe einer Pfadfindergruppe unserer Gemeinde hatte sich ein

kleiner Kreis um mich gebildet, der sich einmal die Woche bei mir traf. Wir lasen mit verteilten Rollen Dramen von Goethe und Schiller. Manfred, mein junger Freund, führte den Vorsitz.

In den letzten eineinhalb Jahren, die er bei uns wohnte, entschied er sich plötzlich, den Beruf zu wechseln. Die Tätigkeit als Bankbeamter befriedigte ihn nicht mehr. Mit einem Stipendium versehen begann er ein pädagogisches Studium. Wir sahen ihn nur noch selten, das Studium nahm ihn voll in Anspruch. Noch seltener als bisher nahm er sich Zeit, mit mir das Theater zu besuchen und hinterher auf meine Fragen einzugehen.

Auf die härteste Verurteilung stieß ich, als ich einmal klagte, die aufgezwungene Ausgeschlossenheit vom »eentlichen Leben« werde mir zur Last. Eine unbekannte Macht, sagte er, hätte mich so gewollt und geschaffen, so daß mir kein Widerspruch zustehe. Es sei Anmaßung, ständig nach dem »Normalen« zu streben und nicht in mir selbst ein eigenes Maß, einen eigenen Rhythmus und einen selbständigen Lebensweg zu finden. An Literatur empfahl er mir Hermann Hesse und Albert Camus. Die Formel der tragenden Nächstenliebe, wie sie die Kirche verkünde, sei veraltet und nehme uns den Atem zur inneren Freiheit.

So unverhofft er vor Jahren eingezogen war, so unverhofft endete unsere Freundschaft. Er heiratete während des Studiums und mietete eine Wohnung in einem Vorort. Seit diesem Tage hörte ich nichts mehr von ihm. Mir blieb die Erinnerung an eine Freundschaft ohne Sentimentalität und Schwärmerei.

Mein Streben ging, wenn auch unbewußt, ständig dahin, so zu sein wie alle anderen jungen Menschen. In diesem Wahn verstrickte ich mich in die seltsamsten Hoffnungen. Sicher würde ich in wenigen Jahren so weit sein, Abitur machen zu können, sicher würde die medizinische Wissenschaft in kürzester Zeit in der Lage sein, Spastiker zu heilen. Dann würde ich sein wie alle anderen: gesund, jung und unabhängig.

Meine Mutter warf mir oft vor, ich kümmere mich zu wenig um den Kontakt zu meinen körperbehinderten Freunden aus den gemeinsamen Freizeiten. Doch was hätte ich ihnen schreiben sollen? Daß ich genauso allein sei wie sie? Daß ich auch nicht wisse, ob man aus diesem halben Leben etwas Sinnvolles machen

kann? Daß ich die Bemühungen, den Behinderten von allen schädlichen Einflüssen abzuschirmen, für nicht minder gefährlich halte als die Meinung, daß sein Leben lebensunwert sei?

Das Schicksal ließ mir nicht viel Zeit, aus der Geborgenheit, die ich in der Liebe meiner Mutter fand, zu einem selbständigen Menschen zu wachsen. Bei dem Wort »selbständig« stocke ich schon. Sicher, kein Mensch kommt ohne die Anteilnahme und Hilfe seines Nächsten aus, aber meine Unselbständigkeit reicht weiter. Kann ich allein denken und entscheiden, so kann ich meine Entschlüsse doch nicht in praktisches Handeln umsetzen.

Ich bin überzeugt, daß mir niemand, auch meine Mutter nicht, dieses selbständige Leben, wie ich es heute mit Hilfe meiner Freunde aufbauen konnte, zugetraut hat. Denn meist neigt jeder dahin, Problemen und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, statt die Energie aufzubringen, sie zu bewältigen. Für das Gewissen vieler ist es beruhigend, wenn ein Behinderter wohlgepflegt in einem Heim lebt. Wer denkt schon daran, daß der Behinderte, lebt er erst einmal in einem Heim, nicht mehr zur Gesellschaft zählt, weil die sich auf eben diese Weise von ihrer Verantwortung loskauft.

Ich übe nicht Kritik, weil ich mit Menschen nur schlechte Erfahrungen gemacht hätte. Im Gegenteil. Wenn ich von meiner nächsten Umgebung auch nie ganz verstanden wurde, wurde ich meist angenommen und oft geliebt. Das war eine Liebe, deren Grundlage Mitleid hieß. Meine Situation steht dabei im krassen Widerspruch zu den Umweltbedingungen meiner körperbehinderten Freunde. Ich hatte Jungen und Mädchen kennengelernt, oft weit über zwanzig, die noch nie in ihrem Leben ein Kino oder gar ein Theater besucht hatten und die keine andere Landschaft kannten als die, die sich von ihrem Wohnungsfenster aus einsehen ließ: ein Häusermeer mit grauen Ziegeldächern – und manchmal ein Stückchen blauen Himmels.

An meinem 21. Geburtstag wurde ein ebenso großes Fest gefeiert wie einst zu meiner Konfirmation. Die Bekannten und Verwandten aus dem Lebenskreis meines Vaters fanden sich noch einmal zusammen. An jenem Tag war ich noch einmal ganz in meinem

Element. Während meine Mutter trotz ihrer geschwächten Gesundheit ihren Hausfrauenpflichten nachging, durfte ich die Gäste unterhalten. Man erklärte mir, was von diesem Moment an alles erlaubt sei und welche Pflichten auf mich zukämen.

In jener Zeit ging ich schon in die Körperbehinderten-Schule, von der noch zu berichten sein wird. Mein Klassenlehrer unterrichtete mich sorgfältig über meine Rechte, die ich von nun an in Anspruch nehmen dürfe. Selbst durch meine Behinderung könne das Recht auf Entfaltung der Persönlichkeit nicht beschnitten werden, so laute das Gesetz, das die Gleichberechtigung der Behinderten regele. Diese Aspekte waren mir bis dahin kaum oder nur flüchtig bekanntgeworden. Ich wußte nur von der Verantwortung, die meine Eltern getragen hatten, daß aber die gesamte Gesellschaft für mein Wohl und Fortkommen, wenn auch in begrenztem Maße, verpflichtet war, ließ meine Situation in einem neuen Licht erscheinen. Das war eine für mich ungewohnte Partnerschaft.

Ich schreibe dies heute aus der Distanz. Wie hätte ich damals ahnen können, daß eine Zeit kommen würde, da mir allein der Gedanke an jene gesetzliche Klausel mein inneres Selbstbewußtsein wiedergeben mußte. Es scheint, daß diese Gesetze weniger durch ihre einzelnen Paragraphen und Anordnungen schützen als durch die Tatsache, daß der Behinderte eindeutig und ohne ein persönliches Mitgefühl zum Partner der Gesellschaftsordnung erklärt ist. Hier steht endlich einmal zuerst der Mensch im Vordergrund, und dann erst sein Handikap.

Der fremde Mann

Es war an einem Frühlingsabend, als meine Mutter nicht wie alle Tage müde und abgespannt vom Geschäft kam. Diesmal schien sie heiterer. Das Geschäft hatte sich gut angelassen in den letzten Tagen, und so stampfte sie, mit vielen kleinen Päckchen beladen, ins Zimmer. Beim Abendbrot berichtete sie von einem ungewöhnlichen Käufer, der jetzt des öfteren ins Geschäft käme, gut

kaufe, immer bar bezahle und außerordentlich intelligent zu sein scheine. Dazu mache ihn seine mysteriöse Herkunft besonders interessant. Man munkelte, er sei adliger Abstammung, aber das besage ja schließlich nichts.

Sie hatte verabredet, der Herr könne in den nächsten Tagen zu uns zum Abendessen kommen. Das war im Grunde nichts Außergewöhnliches, da wir oft Geschäftsbesuch empfangen. So sah ich nichts Besonderes darin, als an jenem Abend der Tisch hübsch und reichlich gedeckt wurde. Pünktlich zur angesetzten Zeit erschien er mit Blumen und Konfekt. Ich warf nur einen flüchtigen Blick auf ihn, weil ich mich an diesem Tag nicht besonders wohl fühlte und viel lieber zu Bett gegangen wäre.

Doch er richtete immer wieder das Wort an mich, so daß ich in die Konversation einbezogen wurde. Er verstand meine undeutliche Aussprache vom ersten Moment an. Ich mußte nicht ein einziges Mal einen Satz wiederholen. Das hatte ich bis dahin fast noch nie erlebt. Er sprach über Beethoven und Dostojewski, Menschen, die mich stark beschäftigten. Nur in den tiefsten Abgründen der Not, des Schmerzes und der Verlassenheit fände man ständig die Kraft zu einem neuen Anfang. Rilke behauptete ja auch, daß der Mensch mehrere Male in seinem Leben sterbe.

Jener unbekannte und eigentlich fremde Mann, glaubte ich, hatte in wenigen Stunden mir bis in die Seele gesehen! Er hatte Dinge ausgesprochen, die ich meine Umgebung nicht einmal ahnen ließ. Er sprach leise und viel, mir schien, er sprach zu mir allein. Die Gegenwart meiner Mutter schien für ihn ohne Bedeutung, denn er wandte keinen Blick von mir.

Als er sich später mit meiner Mutter zu einem gemeinsamen Theaterbesuch verabredete, wurde mir dumpf ums Herz, denn ich konnte nicht annehmen, daß außer mir noch ein anderer Mensch ihm von Wichtigkeit sein würde. Natürlich unterdrückte ich diese Empfindung, doch irgendwo in meinem Innern spürte ich gegenüber meiner Mutter eine unkontrollierbare Eifersucht. Ging sie sonst ins Theater, sei es allein oder mit Freunden, war es mir immer eine Freude gewesen, ihr bei der Auswahl der Garderobe zu helfen. Für diesen Theaterabend

schien es mir unangebracht, ihr lebendiger Spiegel zu sein. Ich verkroch mich in mein Zimmer und wollte niemanden sehen.

Nach zwei Tagen hielt ich mein Alleinsein und die Ungewißheit zwischen Hoffen und Verzichten nicht mehr aus. Ich schrieb einen sieben Seiten langen Brief, schrieb alles, was ich fühlte, hoffte, wünschte und begehrte. Als Antwort kamen Pfingstrosen, eine Bonbonniere und sein Anruf: Wir erbaten von meiner Mutter das Auto und fuhren einen Sonntag lang durch den frühlinggrünen Taunus. Picknick an einer Bachquelle, Eisessen in einem mondänen Kurort, der Bruderschaftstrunk in einer kleinen Bar. Von Stund an war ich nicht mehr allein: Ich glaubte das, hoffte das und betrog mich damit selbst.

In späteren Jahren verwünschte ich jene Zeit, meinte, ich sei damals schuldig geworden und mein Leben habe dadurch für immer seinen Glanz verloren. Aber in solchen Schuldbekennnissen liegt nicht die ganze Wahrheit. Ich weiß jetzt, daß ich weniger an mir schuldig wurde als an jenem Mann. Hinter der glatten Maske des untadeligen Kavaliere, hinter der Komödie des selbstlosen Freundes verbarg sich ein verzweifelter Mensch.

Er scheiterte am Leben, mißachtete und übertrat jedes Gesetz. War er krank? Verrückt? Kriminell? Ich weiß keine Antwort. Bis an die Wurzel seines verpfuschten Lebens kam ich nie. Als ich endlich erkannte, daß dieser Mensch mich in ein Chaos der Verzweiflung getrieben hätte und nur nahm und nahm, aber nichts gab, waren mir die Probleme seines Lebens bereits gleichgültig. Wenn ich seelisch, gesellschaftlich und finanziell alles gegeben hätte, was mir zur Verfügung stand, hätte ich ihn vielleicht für den Augenblick retten können.

Die äußere Entwicklung ist rasch erzählt. Wir sahen uns oft, beinahe täglich. Er gab mir zu essen, machte mit mir Aufgaben, las mir vor. Wir gingen ins Theater, ins Kino, in ein Konzert oder in ein Restaurant. Er war alles in einer Person: Vater, Bruder, Freund. Aber auf die Zuneigung des Mannes wartete ich vergeblich. Nach wenigen Wochen erschien er recht verzweifelt bei meiner Mutter und klagte ihr sein Leid: er sei in großen finanziellen Schwierigkeiten. Durch die Erlebnisse der

vergangenen Jahre gewarnt, weigerte sich meine Mutter, seiner Bitte nachzukommen.

Ich stand so in seinem Bann, daß mir eine eigene Entscheidung gar nicht möglich war. Vernarrt wie ich war, besaß ich keinen Überblick. Das war keine Liebe, die Kraft gibt, kein Geborgenheit in der Gegenwart des anderen, das war eine schillernde Fata Morgana, die mir um so begehrenswerter erschien, je unerreichbarer sie wurde. Er bekam das Geld, dieses Mal und noch dreimal danach. Einige unserer Freunde zogen sich von uns zurück, da die Machenschaften meines Freundes in der Geschäftswelt nicht unbekannt geblieben waren. Man sprach von Hochstapelei, Unterschlagung, Fälschung und Homosexualität. Ich hörte das, registrierte es auch, war aber nicht bereit, den Warnungen irgendeine Bedeutung beizumessen. Es bewahrheitete sich, daß Liebe blind macht. Meine Zuneigung blieb einseitig. Die Romanze meiner Jugendzeit dauerte ein halbes Jahr und kostete meine Mutter rund siebentausend Mark.

Es war Herbst, als meine Mutter mich eines Tages in aller Frühe aus dem Geschäft anrief und mir mitteilte, mein Freund sei vor einer Stunde in seiner Wohnung festgenommen worden. Die schon genannten Delikte wurden ihm vorgeworfen. Ich weiß heute nicht mehr, was ich in diesen Augenblicken empfand. Ich weiß nur noch, daß ich tagelang wie taub in der Wohnung saß, mit niemandem sprechen wollte, kaum etwas aß und nicht schlief.

Mein Trost blieb, daß ich schon am nächsten Tag die Anschrift vom Untersuchungsgefängnis bekam. Wochenlang vernachlässigte ich meine Schulaufgaben, las kaum ein Buch und wollte auch keine Ablenkung haben. Ich schrieb seitenlange Briefe, oft zusammenhanglos in Inhalt und Satzbau. Das war meine Tagesbeschäftigung. Von jeher mangelte es mir an Stolz, doch die Erniedrigungen, die ich damals freiwillig auf mich nahm, sind mir heute unbegreiflich. Mich überkommt Scham über soviel innere Haltlosigkeit.

Einundeinhalbes Jahr hielt ich den Briefwechsel, wenn auch gegen den Willen meiner Mutter, aufrecht. Als aus seinen Briefen neben der Verbitterung gegen sein eigenes Schicksal auch noch

harte Anschuldigungen gegen mich kamen, daß ich nicht bereit sei, sein Leid mitzutragen, brach ich den Briefwechsel ab. Ich hatte soviel gegeben, wie ich vermochte, da er dies nicht spürte oder bewußt übersah, waren meine Worte sinnlos geworden.

Über gemeinsame Freunde hörte ich gelegentlich von ihm. Er soll inzwischen mehrmals aus Gefängnissen entlassen und wieder verhaftet worden sein.

Ich schildere diese Episode nicht, um eine Beichte abzulegen oder zu bestätigen, daß Körperbehinderte trotz ihrer Behinderung unter solchen Konflikten leiden können, sondern weil dieses Erlebnis zu meiner Entwicklung gehört. Ich brauchte lange Monate, ehe ich mein inneres Gleichgewicht zurückgewann.

Menschlichkeit von 8 bis 17 Uhr

Im Spätsommer 1960 wurde ich wieder einmal zu einer Ferienfahrt angemeldet. Schweren Herzens (dies geschah in den Wochen, in denen meine traurig-tragische Liebesgeschichte ihren Höhepunkt erlebte) ließ ich mir die Koffer packen. Meine Mutter meinte, für meine persönliche Pflege sei in der Vergangenheit von der Heimleitung nicht alles geschehen, was nötig gewesen wäre, und gab mir zur Begleitung unser Hausmädchen mit. Ich sollte zu jeder Tageszeit sauber angezogen und adrett gekämmt sein.

Im Holzhaus, Teehaus genannt, das als Aufenthaltsraum diente, gab es mit den Körperbehinderten, die ich von früher her kannte, ein herzliches Wiedersehen. Auf der Bank vor dem Eingang saß ein junger Mann, umringt von fast allen Gästen. Ich hielt ihn für einen der jungen Pfleger, die dort ständig wechselten und den jungen Mädchen meist den Kopf verdrehten. Eine Bekannte klärte mich auf: »Weißt du denn nicht, der dort auf der Bank ist Walter Schubert, der junge Student aus Mainz!«

Wenige Wochen nach seiner Geburt hatte er Kinderlähmung bekommen. Seither waren seine Beine gelähmt. Doch Intelligenz und Energie ließen ihn das Abitur bestehen, so daß er an der

Mainzer Universität studieren konnte. Ich wurde neugierig und gesellte mich der Gruppe zu. Er war für mich der erste Körperbehinderte, von dem Selbstsicherheit ausging. Man hätte meinen können, ihm seien die Grenzen der Behinderung nicht auferlegt. Doch ich vergesse nicht, wie er sich erhob und nicht wie andere Menschen auf zwei Beinen davonging, sondern sich von seinem Platz aus in den Rollstuhl schwang und mit seinen kräftigen Händen die Räder in Bewegung setzte.

In den Gesprächen, die wir miteinander führten, unternahm er nie den Versuch, uns trösten zu wollen oder die Schwierigkeiten unseres Daseins zu verkleinern. Als ich ihn einmal fragte, warum gerade mir dieses Schicksal auferlegt sei, sah er mich hilflos an. »Ich weiß nicht, warum man dir die Last einer spastischen Lähmung auferlegt hat. Ich weiß nur so viel, daß du genug Anlagen mitbekamst, um deine Lebensaufgabe zu bestehen.« Mit ihm zusammen war eine Kommilitonin aus Mainz gekommen, um als Pflegerin zu arbeiten. Als sie Walter Schubert kennengelernt hatte, wechselte sie spontan ihr Studium, von der Mathematik zur Heilpädagogik.

Ich freute mich, wenn die junge Helferin Zeit fand, mit mir im Park spazierenzugehen. Manchmal saß sie abends an meinem Bett, las etwas vor, erzählte, oder wir hörten ein Radiokonzert an. Sie und Walter Schubert versicherten, daß sie Wert auf meine Freundschaft legten. Niemals hatten Menschen so offensichtlich und mit einer so klaren Herzlichkeit um meine Freundschaft gebeten.

Meine Mainzer Freunde schlugen vor, ich solle immer schreiben, wenn ich mit einem Kummer nicht allein fertig werde. Doch mein Egoismus hinderte mich noch, die Grenzen einer Freundschaft zu überblicken. Ich war von dem Gedanken befangen, Menschen, die mir Freund werden wollten, hätten ständig für mich dazusein. Ich erwartete, daß man mir allwöchentlich schreibe und immer zur Stelle wäre, wenn ich rief.

Die Mainzer Studentin, die ich in jener Zeit in Hirschsprung als Freundin gewann, bestand nach wenigen Jahren ihr Examen in Heilpädagogik. (Gleich danach bekam sie eine Anstellung als Erzieherin eines Internats für Körperbehinderte, dem ein Gym-

nasium und eine Mittelschule angeschlossen waren.) Niemanden hörte ich überzeugter von der »Gleichstellung« des Behinderten innerhalb des Staates und der Gesellschaft sprechen als sie. (Ich weiß noch gut, wie peinlich – fast abstoßend – es mich berührte, als sie bei einem ihrer Besuche aussprach, am liebsten selbst eine Körperbehinderung zu haben. Erst durch eigenes Erleben könne man richtig verstehen und mitfühlen.) Niemals seitdem spürte ich bei einem »gesunden« Menschen ein so großes Verlangen, das unabwendbare Leid des Behinderten in aller Konsequenz mitzutragen.

Manchmal lag ich abends im Bett und weinte mich in den Schlaf. Im ersten Augenblick klingt es vielleicht überheblich, wenn ich beklage, daß ich in keine Kategorie richtig einzugliedern bin, weder in den Kreis der Behinderten noch in den der sogenannten normalen Menschen. Ich bin nicht behindert genug, um krank zu sein, und nicht gesund genug, selbständig zu sein. Ein waschfester Außenseiter jeglicher Gesellschaft. Es ist nicht selbstverständlich, dieses verfluchte Leben zu bejahen. Viele erzählen von meiner »unwahrscheinlichen Energie«, aber es ist sehr viel Verzweiflung darin, ein Gefühl, das man besser nicht beschreibt. Ich möchte doch auch glücklich und jung sein wie unsere Krankengymnastinnen und Beschäftigungstherapeuten. Ich möchte auch mehr geben als nehmen. Manchmal möchte ich wissen, wozu ich da bin! Ich weiß, daß ich an die Grenzen meiner Welt poche. Es heißt so schön, daß man sein Schicksal annehmen muß. Aber wer hat ein Recht dazu, soviel Leid von uns zu fordern?

Es ist eine Tatsache, daß viele Rehabilitations-Helfer sich ihrer Aufgaben noch nicht voll bewußt geworden sind. Es ist nichts erreicht, wenn man nur betreut, ohne zu fördern. Selbstverständlich verzeichnet man in der abgeschlossenen Atmosphäre der Heime gute Erfolge, aber draußen, in der Welt, muß man sehr viel einstecken, um überleben zu können. Ich weiß, weder im Alltagsleben noch im Turnsaal lassen sich Beulen vermeiden. Ich hätte niemals das Laufen gelernt, hätte man mir nicht ohne Schonung deutlich gemacht, daß ich dazu erst einmal das Hinfallen lernen müsse. Ich konnte erst laufen, als mich die Angst vor dem Fallen verließ.

Ich bin schon zuviel in den Kreisen der Behinderten herumgekommen, um nicht zu wissen, wie träge sie alle sein können. Gerade die, welche nach ihrer Intelligenz das Zeug dazu hätten, etwas zu leisten. Solange sich aber eine junge Frau in einer Klinik für Spastiker um sechs Uhr ins Bett legt, nur weil sie eine mehr oder weniger verständnislose Nachtschwester fürchtet, solange ein anderes Mädchen stundenlang auf ihrem Bett sitzt und heult, weil niemand nach ihr schaut, solange ein drittes Mädchen alle möglichen Leute fragen und bitten muß, daß sie abends einmal Fernsehen darf, so lange sind sie keine erwachsenen, selbständigen Menschen. Wir Behinderte müssen ins Leben hineingeführt – und dürfen nicht gegen schädliche Einflüsse abgeschirmt werden. Man kann keinen Menschen vor dem Leid bewahren, aber man kann ihm helfen, Leid zu meistern. Heute deutlicher denn je spüre ich, wann ich echter Partner wurde und wann nur Empfänger von Mildtätigkeit.

Als ich zu einer längeren therapeutischen Behandlung in einer Klinik lag, sagte mir der behandelnde Arzt, er sei vor allem darauf bedacht, den Leuten die Angst vor dem Nichtkönnen zu nehmen. Doch gerade das verlange mehr als eine medizinische Behandlungsmethode oder ein wenig gutes Zureden. Der Helfer muß bereit sein, sich mit dem Behandelten auf eine Stufe zu stellen.

Wenn ich nachzähle, komme ich auf eine stattliche Zahl von Bekannten und einigen guten, verständnisvollen Freunden. Ein gewichtiges Kapital, das mir wertvoller erscheinen will als ein großes Guthaben auf der Bank. Doch gerade meine Freunde lassen sich nicht in den üblichen Rehabilitationsgeist eingliedern, der sich oft genug darin erschöpft, täglich von 8 bis 17 Uhr Menschlichkeit zu üben, um dann »endlich frei zu sein«.

Unterstellte man mir, ich forderte, alle Helfer der Rehabilitation sollten ihr Leben ausschließlich dem behinderten Menschen widmen, hätte man mich nicht verstanden. Der Beruf des Lehrers, der Krankengymnastin, des Arztes usw. ist ein Beruf wie jeder andere. Er verlangt Fachwissen und ein Mindestmaß an eigenem Interesse.

Dennoch begegnete ich Menschen, denen so etwas wie der Glanz

einer »Berufung« zukam. Da war eine junge Praktikantin in der Klinik, klein und zierlich, tatkräftig in ihrem Handeln und scheu in ihrem Wesen. War ich heiter, festigte sie den Frohsinn mit ihrer herzlichen Freude, kamen mir die Tränen, lag ihre Hand auf meinem Haar, leise streichelnd – ohne Worte. Da war eine Hausfrau mit Kindern, festgefügt in ihre Welt. Aber wo andere keine Zeit hatten, spazierte sie mit mir durch den Park, zeigte mir die Vögel am Himmel und die Blüten am Strauch. Wenn sie mir den Löffel Eiscreme in den Mund schob und gleichzeitig auf die Kleine im Sandkasten achtete, lag in ihrem Tun eine unsagbare Harmonie. Da war ein Wehrdienstverweigerer, verpönt und ein bißchen bewundert. Ihn einzuordnen war schwer. Zu Hause warteten Frau und Kind und ein Beruf, in dem sich gut Geld machen ließ. Er zog es vor, in der Klinik den Sonntagsdienst zu versehen. Seine Mittagspause, von ein Uhr bis vier Uhr, widmete er spastisch gelähmten Zwillingen. Sie waren zwölf und hatten kastanienbraune Augen, saßen im Rollstuhl und malten gerne den blauen Himmel. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Helfer ihre undeutliche Sprache lernte. Auf ihre Frage, was sie denn einmal lernen könnten, wußte er nicht zu antworten, aber er blieb bei ihnen und wartete nicht darauf, am Abend »endlich frei zu sein«.

In der Sonderschule

Innerhalb des Familienkreises gab es in den Jahren 1961 bis 1965 keine wesentlichen Veränderungen. Die Geschäftslage verschlechterte sich von Jahr zu Jahr, die körperlichen Kräfte meiner Mutter nahmen gleichzeitig rapide ab. Ende 1963 mußte sie die Geschäftsräume wechseln, und mit dem geschäftlichen Rückgang schrumpfte auch ihr gesellschaftliches Ansehen. Bald war die volle Arbeitskraft meiner Mutter im Geschäft nicht mehr nötig. Es schadete nichts, wenn sie nur zweimal oder dreimal wöchentlich für wenige Stunden im Geschäft tätig war. Längst hatten wir kein Hausmädchen mehr, mit Hilfe einer

Putzfrau erledigte meine Mutter die Arbeit im Haushalt allein. Damit kam ein völlig anderer Rhythmus in unseren Alltag. Niemals zuvor hatte ich so eng und so bewußt mit meiner Mutter zusammengelebt. Kamen Besucher, so waren es zum größten Teil junge Menschen, die ich über die kirchliche Gemeinde oder die Schule kennengelernt hatte. Zu meiner Mutter kam fast niemand mehr. Sie selbst schien unter ihrer gesellschaftlichen Isolierung nicht zu leiden. Sie sagte mir, ihre alltäglichen Pflichten und meine Gesellschaft genügten ihr.

Mein Leben wurde noch ruhiger, als es ohnehin schon war. Ich hatte viel Zeit zum Lesen und Schreiben. Ein- bis zweimal im Monat durfte ich das Theater besuchen. Ein großes Erlebnis bedeutete für mich Kleists Prinz von Homburg und Shakespeares Othello. Noch Tage danach war ich wie gebannt. Groß blieb die Enttäuschung, daß meine Mutter mich die Stücke von Bert Brecht nicht sehen ließ. Sie sagte, ich sei dazu noch zu jung und die Problematik der Stücke sei zu schwer. Meine Mutter nahm an, daß ich mich in die geistige Welt flüchtete und die Wirklichkeit ausklammerte. Als Antwort auf meine Frage, ob sie Jean Anouilh kenne, fragte sie mich, ob ich wisse, wie man Spinat kocht.

Sie nahm Verbindung zum Elternverein der Spastiker auf. Eine kleine Gruppe von Leuten, die, wie sie sagten, alle »im gleichen Boot« saßen, hatte Ende der fünfziger Jahre einen Verein gegründet. Man sagt zwar, Leid verbände die Menschen, doch hielt mich ein untrügliches Empfinden davor zurück, diese Volksmeinung so ohne weiteres auf diese Vereinigung zu übertragen, die damals ihre ersten bescheidenen Forderungen dem Staat und der Öffentlichkeit vortrug. Meine Mutter meinte, aus dieser Richtung »Rettung« erhoffen zu können.

Zu Beginn 1961 erhielt ich erstmals von einem ausgebildeten Sonderschullehrer der Sprachheillehre und Heilpädagogik Unterricht. Es erschien ein schon älterer Herr, der allein durch seine Erscheinung streng und würdevoll wirkte. Ich zählte damals siebzehn oder achtzehn Jahre, und es machte noch Eindruck auf mich, als es hieß, jetzt gäbe ein »richtiger Lehrer« den Unterricht.

Der neue Lehrer erschien an einem späten Nachmittag zur ersten Stunde. Er wirkte nervös und ließ mich kaum zu Wort kommen. Ich erinnere mich an diesen Tag so genau, weil geprüft werden sollte, was ich schon alles wisse und an welcher Stelle der Wissensstoff vertieft werden mußte. Er holte einen roten Kasten aus der Tasche und einige Fragebögen. Alles sah sehr wissenschaftlich aus, und ich bekam so große Angst, daß ich durch die Aufregung fast alles vergaß, was mir meine Studentinnen in den letzten Jahren beigebracht hatten.

Mein Angstgefühl wich bald einer schmerzlichen Empörung, da mein neuer, gestrenger Lehrer so gut wie nichts von dem verstand, was ich sagte. Er hielt nicht einmal den Versuch für nötig, mich in Ruhe anzuhören, sondern rief kurzentschlossen meine Mutter, damit sie dolmetsche. Ich hätte am liebsten heulend den Raum verlassen. Daß ich trotz der Aufregung und Enttäuschung den Test mit durchschnittlich guter Wertung bestand, halte ich heute noch für einen Glücksfall.

Der Sonderschullehrer, der die erste Klasse für körperbehinderte Kinder damals einrichtete, unterrichtete mich zweimal in der Woche zu Hause. Meist gab er nur Deutsch und Rechnen, wobei er den Stoff ziemlich trocken weitergab und mich mit einem Berg Hausaufgaben zurückließ. Zu einer Unterhaltung kam es zwischen uns nie, und ich gedachte mit Wehmut der Plauderstunden mit meiner Lektorin.

Lange hielt meine Mutter diese Privatstunden nicht bei, da sie für mich auf dem Schulamt die Aufnahme in eine Sonderschule beantragt hatte. Alle Gründe, die dagegen sprachen, vor allem mein schon fortgeschrittenes Alter, wischte sie einfach vom Tisch. Ich sei intelligent und hätte Freude am Lernen – das seien wohl ausschlaggebende Gründe.

Am 7. November 1961 hielt der Schulbus zum ersten Mal vor unserem Haus. Eine Volksschule auf der anderen Mainseite hatte der neugegründeten Sonderschule einige Klassenräume und einen Behandlungsraum zur Verfügung gestellt.

Es begleiteten mich merkwürdige Kinder. Sie lachten beim Anblick eines Verkehrsunfalls, »... den hat's erwischt...«, und bohrten sich dann in der Nase. Sie hieben aufeinander ein, wenn

sich einer »zu breit« machte, und warfen sich die größten Schimpfworte an den Kopf. Ich fand mich reichlich fehl am Platz und verkroch mich in den äußersten Winkel.

Meine Mutter hatte mir die löblichsten Anweisungen auf den ersten Schulweg mitgegeben: Jemanden bitten, meinen Mantel zuzuknöpfen, ehe ich auf den Hof ging, das Schulbrot brav aufessen und dem Lehrer aufmerksam zuhören. Sie wollte die Freude erleben, Mutter eines kleinen Schulmädchens zu sein.

Auf dem weiten Schulhof erwarteten uns die Lehrer, halfen uns aus den Bussen und zogen uns in der Klasse die Mäntel aus. Ein jüngerer Herr wies mir den Platz neben einem etwa zehn Jahre alten Mädchen an, das zusammenhanglos ständig vor sich hinplapperte. Später, sagte er, wolle er sich ein wenig mit mir unterhalten. Auf das Lesebuch, das er mir in die Hand drückte, konnte ich mich schlecht konzentrieren, da die Ereignisse, die sich in dieser Klassengemeinschaft vollzogen, mein ganzes Interesse beschlagnahmten. Die Kinder stellten die ungeheuerlichsten Fragen an den Lehrer: Was er zum Frühstück gegessen – und ob er im Fernsehen Caterina Valente gesehen habe und wie es seiner Mutter ginge? Ich schaute meinen Lehrer verständnislos an, der dem munteren Redefluß kein Ende bereitere. Wie selbstverständlich beantwortete er die Fragen seiner Schüler, woraus sich eine rege Unterhaltung entwickelte.

Als er alle Kinder mit einer Schreibübung versorgt hatte, setzte er sich zu mir und sagte: »Man hat mir schon von dir erzählt. Natürlich werden wir beide gesondert arbeiten. Es ist schade, daß mir für jeden Schüler täglich nur eine knappe halbe Stunde zum Einzelunterricht zur Verfügung steht.« Seine Stimme klang bei manchen Worten schrill, doch faßte ich vom ersten Augenblick an Vertrauen zu ihm.

Was ich auch an Enttäuschung, Mißverständnis und Erniedrigung in dieser Schulgemeinschaft erleben mußte, die Gegenwart dieses Lehrers half mir, nicht mutlos zu werden. Wir wurden Freunde, soweit dies bei Lehrern und Schülern möglich ist. Ich bezweifle, daß ich in den Jahren, in denen ich dieser Klasse angehörte, in meinem Wissensstand wesentlich weitergekommen wäre, aber unschätzbar waren die Pausen, in denen wir auf einer

Bank im Schulhof saßen und uns unterhielten. Letztlich war ich in jener Schule völlig fehl am Platz. Die Kinder langweilten mich, denn durch den Altersunterschied bekamen wir keinen Kontakt. Bald hatten sie erfahren, wieviel Jahre ich älter als sie war. Und so hänselten sie mich auf ihre Weise, roh, hartherzig, brutal: »Kommst du alte Oma schon wieder!« – »Paß auf, du wirst nochmal in der Schule pensioniert.« Wäre ich schon früher in einer größeren Gemeinschaft gewesen, hätte ich gelassen reagiert. So aber war ich gekränkt, verletzt, überempfindlich. Da ich gezwungen war (und dennoch nur mit längeren Unterbrechungen), erschien ich zu den festgesetzten Schulzeiten. An Ausflügen oder sonstigen Veranstaltungen nahm ich möglichst nicht teil.

Nie fühlte ich mich so gedemütigt wie gerade dann, wenn Lehrer innerhalb der Sonderschule mich bevormunden wollten. Man schimpfte mich eine Pessimistin, wenn ich nicht an diese schöne, gute Welt glaubte, die man mir und den Kindern vorgaukeln wollte. Man sagte, in dieser Schule herrsche nur der Frohsinn – und nahm dann die Kinder, die laufen konnten, mit zum Sportplatz. Mir aber drückten sie ein Buch in die Hand.

Ein besonderer Mißstand herrschte in der krankengymnastischen Abteilung dieser Körperbehinderten-Schule. Dem Spastiker steht dort im Durchschnitt zweimal wöchentlich eine Behandlung von einer Dreiviertelstunde zu. Das Kind soll sich in dieser Zeit alleine aus- und anziehen. Wenn es das noch nicht gelernt hat, muß die Krankengymnastin helfen. Im Höchstfall bleibt an reiner Behandlungszeit eine halbe Stunde. Um aber beim Spastiker einen einigermaßen guten Erfolg zu erreichen, rechnet man nach neuesten Gesichtspunkten eine Behandlungszeit von etwa einer Stunde täglich. Aber die Zahl der behinderten Kinder, die ihren Anspruch auf Förderung erheben, wächst. Eine bis auf den letzten Platz gefüllte Sonderschule kann weder gute Leistungen noch eine gute Atmosphäre aufweisen. Allzu häufig, doch mit ängstlichem Blick, damit es niemand höre, wird der Satz geäußert: »Wir sind ja nichts weiter als eine Bewahrungsanstalt.«

Ich habe in den neun Jahren, die ich jetzt auf einer Sonderschule verbringe, viele Lehrer kennengelernt, und meine Erfahrungen

gehen dahin, daß der Sonderschullehrer sehr niedrige Anforderungen an seine Schüler stellt. Ich erboste mich einmal über den Rektor unserer Schule, weil er öffentlich sagte, seine Schüler brauchten vor ihren Lehrern niemals Angst zu haben. Ein großartiges Angebot, über das sich jeder Realschüler und Gymnasiast freuen würde! Hier aber wird eine künstliche Gesellschaftsordnung geschaffen, die kein echtes Leben atmet. Ich hatte bei Lehrern Unterricht, die mir auf ihre Weise sicher wohlgesonnen waren. Sie lobten meinen Ehrgeiz und Fleiß und bestärkten meinen Frohsinn. Aber zu einer echten menschlichen Beziehung kam es bei den wenigsten. Meist war meine undeutliche Sprache der Graben, den keiner überspringen konnte. Hatten die Lehrer dazu noch viel Arbeit mit den Kindern, so ist es verständlich, daß sie mich übergingen.

Lange Zeit wollte ich es selbst nicht wahrhaben, jedoch: nur ein Drittel des Lehrerkollegiums unterzog sich der Mühe, meine Aussprache lernen zu wollen. Es gab einen Lehrer, der sich nicht einmal die Zeit nahm, mich anzuhören. Wollte ich ihm etwas mitteilen (und war dies nur der Hinweis, daß ich am nächsten Tag nicht kommen konnte), mußte ich es ihm aufschreiben. Er merkte nicht einmal, wie sehr er mich mit seinem gedankenlosen Verhalten verletzte. Wie selbstverständlich nahm er an, daß ich einsah, wie sehr seine Zeit begrenzt war. Schließlich ginge es ihm um das Wohl *aller* Körperbehinderten, betonte er. Er war ein Manager der Rehabilitation.

Genug der Betrachtung über meine erste Schule. So seltsam es klingen mag, trotz aller Einsamkeit, weil hinter dem organisierten Lehrplan selten der Einsatz des ganzen Menschen stand, verbindet mich sehr viel mit dieser Institution. Meine Auflehnung wurde abgebaut. Rund neun Jahre sind vergangen, seit ich in leidenschaftlicher Empörung meine Mutter fragte, ob sie denn noch ganz bei Trost sei, mich zu diesen »Verrückten« zu stecken.

Es war eine harte Lehrzeit, in der ich erkannte, daß meine Intelligenz und die begrenzten Möglichkeiten meiner körperlichen Selbständigkeit mich nicht berechtigten, mich über andere zu erheben. Die Auflehnung gegen die Behauptung einiger Leh-

rer, ich könne erst dann den inneren Frieden finden, wenn ich mich in mein Schicksal füge, und die Erkenntnis, daß man nur mit kleinen Schritten den begrenzten Lebensraum ausschreiten kann, festigten meinen Willen und die Grundlage für eine gewisse Lebentüchtigkeit.

Gesellschaftlicher Abstieg

Die Leidenszeit meiner Mutter ist mir noch so schmerzhaft bewußt, daß ich diesen Schreckensbildern zu entfliehen versuche. Blicke ich dennoch zurück, überfällt mich ein Grauen.

Meine Mutter verließ mich seelisch und geistig schon vier Jahre vor ihrem Tod. Aber es bedurfte eines langen Reifungsprozesses, daß ich den Schmerz des Verlassenseins bekennen kann. Vor wenigen Jahren schien mir das noch unmöglich. Ich brauchte meine Mutter und meinte, irgendeine höhere Macht würde und müßte es so einrichten, daß niemand sie mir nehmen könne.

Es ist durchaus möglich, daß meine Mutter ein bis zwei Jahre länger gelebt hätte, wenn ich mich zu Beginn ihrer schweren Krankheit von ihr getrennt hätte. Doch ich schob den Gedanken immer wieder von mir. Es mußte besser werden: nach der nächsten ärztlichen Behandlung... wenn es im Frühling wärmer würde... wenn wir zusammen im Sommer fortführen... Der Boden meiner falschen Hoffnungen bekam immer neuen Nährstoff.

Unsere letzten Urlaubsreisen führten 1964 und 1965 in den Südschwarzwald. Wir kannten dort Freunde und waren gern gesehene Gäste. In einem dieser Sommer mietete uns meine Mutter in einer komfortablen Pension im nahe gelegenen Badenweiler ein. Wir verlebten unseren schönsten, heitersten und erholsamsten Urlaub. Täglich schleckten wir Eis mit Schlagsahne, spazierten im Park oder an den Geschäften der Kurpromenade vorbei. Mit einer nie zuvor erlebten Energie schob meine Mutter den Fahrstuhl. Ich durfte träumen, die alten Zeiten seien zurückgekehrt und ich besäße eine tatkräftige, vermögende Mut-

ter. Erst später erkannte ich, was jener Ausspruch beinhaltet, es sei leichter, die Wohlstandsleiter langsam hinauf- als hinunter-zuklettern. Die Umstellung von der gesellschaftlich anerkannten Geschäftstochter zur kleinen hilflosen Fürsorgeempfängerin packte mich hart. Der Wahlspruch, der im Bekanntenkreis meiner Mutter umging, hieß: Wer nichts hat, der ist auch nichts. – Folgerichtig bin ich »nichts« mehr. Aber wenn das Leid wirklich unter die Haut gegangen ist, verlieren leere, anmaßende und aufgeblasene Redewendungen ihre Bedeutung.

Nach den Urlaubsreisen begann die Leidenszeit meiner Mutter und gezwungenermaßen deshalb auch meine eigene. Die Geschäfte lagen brach, wir lebten von dem, was wir gespart hatten. Der Haushalt wurde vernachlässigt, die Einsamkeit wuchs. Tagelang lag meine Mutter auf der Couch, besorgte nur das Notwendigste und hoffte von einer Arztkonsultation zur nächsten auf eine Besserung.

Meine einzige spärliche Unterhaltung fand ich in dem für mich sehr freizügigen Schulbetrieb. Ich hatte zu allen Klassen Zutritt und hielt mit den jeweiligen Lehrern und Krankengymnastinnen meinen kleinen Schwatz. Eine dieser Krankengymnastinnen zog mich besonders an. Sie war eine schon etwas ältere Dame und ähnelte in ihrer Beschaulichkeit meiner Mutter. Bis zu einem gewissen Grade wirkte sie sogar einfühlsamer.

Ich freute mich, zu ihren Behandlungsstunden kommen zu dürfen, obwohl wir beide dabei stöhnten. Meist war ich starr und verkrampt, und sie befand sich körperlich nicht immer auf der Höhe, um arbeiten zu können, so daß es nur selten zu einer guten Behandlung kam, was wir beide bedauerten. Dafür erzählte sie wie ich von einer alten, kranken Mutter und von einem herzengütigen Vater, um den man ständig besorgt sein müsse.

Zum zweiten Weihnachtstag 1965 lud sie meine Mutter und mich zu sich nach Hause ein. Mutter war es wochenlang schlecht gegangen, so daß sie keine familiäre Weihnachtsfeier hätte aufbauen können. Wir hatten keinen Tannenbaum und auch nur wenige Geschenke gekauft. Nur diese eine Einladung, bat ich, solle sie nicht absagen, einfach weil ich das Bedürfnis

hatte (dem auch das Fünkchen Neugierde nicht fehlte), meine Krankengymnastin und ihre Familie näher kennenzulernen.

So fuhren wir an diesem feuchten Weihnachtstag nach Darmstadt. Meine Krankengymnastin stand vor dem Gartentor und begrüßte uns: »Seht, da kommen meine Eltern vom Mittagsausgang zurück.« Von einer Straßenhöhe spazierte langsam ein älteres Ehepaar auf uns zu. Die alte Dame sah meiner Großmutter ähnlich, der Mann war groß und hager. Er küßte meiner Mutter die Hand und bemühte sich, mich festzuhalten, da er, durch meine unruhigen Bewegungen irritiert, meinte, ich falle hin. Während der angeregten Plauderei an der Kaffeetafel schwieg ich, einmal, weil meine Mutter trotz meines Erwachsenseins die höfliche Zurückhaltung der braven Tochter erwartete, zum anderen, weil mich die neue Umgebung so beeindruckte, daß ich kein Bedürfnis spürte, etwas sagen zu wollen.

Von diesem Tag an entwickelte sich ein reges Freundschaftsverhältnis zwischen den Eltern meiner Krankengymnastin, meiner Mutter und mir. Der Vater meiner Krankengymnastin, Dr. Weingärtner, besaß den Doktorgrad der Juristik, und ich war in der Ansicht befangen, mit solchen Leuten nicht frei sprechen zu können, da sie das alltägliche Leben und meine Kümmernisse wohl nicht interessierten. So begegnete ich Dr. Weingärtner mit überspitztem Respekt und übertriebener Zurückhaltung. An den Briefen, die ich ihm schrieb, bosselte und feilte ich stundenlang und suchte mich besonders »gebildet« auszudrücken. Das Beispiel verdeutlicht, wie gesellschaftsgebunden meine Erziehung war. Mit 22 Jahren fiel es mir noch schwer, rational den Gedanken zu vollziehen, daß auch ein Herr Doktor auf die gleiche Weise ißt, trinkt, fühlt und lebt wie jeder andere Mensch auch.

So wertvoll und unentbehrlich mir diese Freundschaft wurde, um so mehr bedaure ich, daß sie sich erst durch meine akute Notsituation entwickeln konnte. Je schwieriger sich meine Situation gestaltete, je aussichtsloser die Zukunft schien und je hoffnungsloser sich meine Energie in Apathie verkehrte, desto fester stand mir Dr. Weingärtner zur Seite.

Rehabilitation bedeutet Hilfe zur Selbsthilfe, aber mein Helfer machte nach Ansicht der Fachleute den Fehler, daß er mir nicht wirklich half, sondern mich verhätschelte. Ich glaube, er handelte, wie es ihm das Herz befahl. Es erscheint mir unsinnig, ihm deswegen Fehler anzukreiden.

Ich greife der Entwicklung jetzt ein wenig voraus und berichte, wie sich meine familiäre Situation in den Jahren 1966 und 1967 fast bis zur Katastrophe zuspitzte. Es war die Zeit, da meine Mutter so krank wurde und so unter Depressionen litt, daß sie in einem Krankenhaus leben mußte. Ich wohnte bei Freunden, im Erholungsheim und zuletzt in der Taunusklinik Felsenstein. Wo auch immer ich mich aufhielt, Herr Dr. Weingärtner schrieb mir, besuchte mich, war für mich da. Er wußte, wo es fehlte, und verstand zu helfen.

Trotz Handikap und einem Altersunterschied, der ein Leben ausmacht, nenne ich diese Beziehung Freundschaft. Auf dem Fundament von gegenseitiger Achtung und festem Vertrauen stelle ich mir jede Form von Freundschaft, vielleicht auch der Liebe vor. Alles, was ich für einen geliebten Menschen tue, geschieht letztlich aus meinem freien Willen. Das muß sich gar nicht auf den biblischen Satz beziehen, der da heißt, Geben mache seliger denn Nehmen, sondern entspringt der Wahrheit, daß in einer gesunden Partnerschaft jeder beides braucht: Geben und Nehmen.

Jeder Helfer eines Behinderten, der in seinem Missionseifer nur seine eigene Leistung erkennt, seinen Schützling zur Katzbuckeldienerei verurteilt, ihn nicht zu freiem Handeln erzieht und dabei noch gerechten Gotteslohn erhofft, hat seinen Beruf verfehlt. Er schadet dem Benachteiligten mehr, als er nützt. Ich lernte in meinem Leben erst wenige Menschen kennen, die bis in die Fingerspitzen fühlten, was dem Behinderten nützt, wonach er, oft nur unbewußt, wie ein Verdurstender schreit: nach Geborgenheit in einer frei gewählten Gesellschaft und nach der Möglichkeit selbständigen, phantasievollen Handelns. Für meine Person kann ich nur von einem Glücksfall sprechen, daß ich in der Person Dr. Weingärtners einen der verständnisvollsten Helfer gefunden habe. Sein Beispiel beweist mir aufs neue, daß die

Grundlage der Rehabilitation nicht allein das Fachwissen, sondern die Einstellung des einzelnen Helfers ist.

Ausflug in die Selbständigkeit

Von Monat zu Monat wurde meine Mutter zusehends hilfloser. Das waren schmerzvolle Wochen, aber ich muß mir eingestehen, daß dies der letztmögliche Zeitpunkt gewesen ist, um die unsichtbare Nabelschnur, die mich 23 Jahre mit meiner Mutter verband, ohne Schaden durchzutrennen. Das Schicksal zwang mich zu dieser Loslösung, und so sehr ich mich auch dagegen aufbäumte und immer nach Auswegen und Ausflüchten suchte, der Lauf der Dinge ließ sich nicht mehr aufhalten. Es war gut so.

Der erste Schritt vollzog sich im Februar 1966, als ich für einige Wochen nach Köln ging, um in der dortigen Körperbehinderten-Realschule Fuß zu fassen. Seit Jahren riet mir Herr Schubert, mich um eine solide schulische Grundausbildung zu bemühen. Wir waren uns darüber einig, daß ich durch die Schwere meiner Behinderung wohl niemals zu einem konkurrenzfähigen Beruf finden könnte. Wollte ich aber eine Tätigkeit finden, die meinem Leben einen Inhalt gäbe, bildete ein fundiertes Allgemeinwissen die Voraussetzung dazu.

An einem trüben Tag im Februar saß ich im Fond unseres Wagens und fuhr nach Mainz, um dort eine Studentin der Heilpädagogik abzuholen. Wir wollten sechs Wochen zusammen in Köln bleiben. Sie wollte in dieser Zeit an der Körperbehinderten-Schule ein Praktikum absolvieren, und ich sollte versuchen, ob ich Stofffülle und Arbeitstempo der Realschule bewältigen könnte.

Meine Mutter hatte sich bereit erklärt, während dieser Zeit ein Krankenhaus aufzusuchen. Stets hatte sie eingewendet, sie wäre schon lange ins Krankenhaus gegangen, wenn sie gewußt hätte, wohin sie mich hätte geben können, zumal ich mich geweigert hatte, mich in ein Körperbehinderten-Heim schicken zu lassen. Egoismus und Feigheit waren auf beiden Seiten, wenn auch auf der meinen sicher stärker.

Als ich Heidi, die Studentin, vor rund vier Jahren bei meinen Mainzer Freunden kennenlernte, gefiel sie mir nicht. Sie wirkte schüchtern und verklemmt. Wenn sie lachte, zog sich ihr ganzes Gesicht zusammen, aber kein Laut drang aus ihrer Kehle. Sie sprach kaum mit mir und versuchte, mich unauffällig zu beobachten. Dann kam sie einmal zu uns nach Hause und besprach mit meiner Mutter und mir den Kölner Plan. »Heidi, mein Mädchen, wollen Sie wirklich zwei Monate mit meiner Christa zusammen wohnen? Essen kann sie nicht alleine und anziehen auch nicht. Aber im großen und ganzen kann sie recht brav sein und tut, was man ihr sagt. Ja, und viel Geld kann ich auch nicht mitgeben, denn das Geschäft steht so gut wie still.«

Heidi antwortete darauf nur trocken, daß wir es miteinander versuchen wollten, weil es eben eine große Chance für mich sei, wenn ich auf die Realschule gehen könnte. Dann sah sie betreten zu Boden. Ihr fehlte die Überzeugungskraft, das spontane Vertrauen meiner Mutter zu gewinnen. Daß diese dem Plan zustimmte, ergab sich aus der Not der Situation.

Am späten Nachmittag kamen wir in Köln an. Mit einem großen Freßkorb versehen, saß ich dann in einem dunklen, muffigen Zimmer der Kölner Innenstadt. Heidi packte die Koffer aus. Später bummelten wir noch eine Weile durch die Stadt, besahen den Dom und kauften Brot für das Abendessen. Bei aller Unge­wißheit, die mir in dieser Stunde fast den Atem nahm: Ich war zum erstenmal von zu Hause fort und nicht in einem streng reglementierten Erholungsheim oder bei einer liebevollen Tante, die mich verhätschelte. Heidi, einige Jahre jünger als ich, wirkte in einigen Dingen reifer, in manchen unwissender. So blieben wir aufeinander angewiesen, mußten uns ergänzen als gleichberechtigte Partner.

Am nächsten Morgen standen wir pünktlich an der Straßenecke und warteten zur festgesetzten Zeit auf den Schulbus. Alles war neu für mich, und ich wäre gerne davongerannt, wenn ich gekonnt hätte. In den ersten Tagen ging ich noch in die Volksschule, die wesentlich größer als die in Frankfurt war. Die vielen neuen Kinder und Lehrer verwirrten mich.

Diese Schule wurde für mich ein neuer Ausgangspunkt der

Rehabilitation. Ich spürte, daß man hier für die Zukunft der Kinder arbeitete. Auch Heidi und ich lernten uns in den ersten Tagen immer besser kennen und verstehen. Wir hatten uns aufeinander eingespielt. Oft sprachen wir über das Zusammenleben von Gesunden und Behinderten. Gleich in den ersten Tagen hing sie mir einen Zettel über das Bett mit der Aufschrift: »Innere Freiheit!« Auch wenn ich nach außen der Hilfsbereitschaft der Umwelt ausgeliefert sei, so wäre ich dennoch frei, wenn ich die Behinderung nicht als schwere Last ansähe, sondern als Forderung, sie zu bestehen.

Ich verstand Heidis Aussage damals noch nicht. Erst in den folgenden Wochen und Monaten, in denen ich wirklich auf mich gestellt war, erinnerte ich mich an diese Gespräche und verstand ihre Bedeutung. Meine Starrheit aber und die überspitzte Angst vor allem Ungewohnten nahm Heidi fast alle Kraft, mich gerade in dieser Zeit zu einem selbständigen und unabhängigen Menschen zu erziehen. Geplant war, daß ich, sofern ich mich in die Realschule eingliedern könnte, in Köln auch dann noch bleiben sollte, wenn Heidis Semesterferien zu Ende gingen und sie zum Studium nach Mainz zurück mußte.

Es gilt, die Wahrheit zu bekennen, und ich darf nichts verschweigen: Ich wollte nichts wagen und mich nicht in die Hände fremder Menschen begeben, um dann in guten und in bösen Tagen auf sie angewiesen zu sein. Der Preis für das Lernen (in ungewohnter Umgebung) schien mir zu hoch. Ich stand vor der Entscheidung, jetzt zu beweisen, daß ich ein selbständiger, unabhängiger Mensch sein konnte (wie ich es mir in meinen Wunschräumen vorgaukelte), oder in die Geborgenheit des mütterlichen Hauses zu fliehen, zu all dem Vertrauten, das mich umgab: Bücher, Musik, hin und wieder der Besuch eines guten Bekannten.

Ich wählte nicht allein aus Trotz oder Bequemlichkeit, sondern weil ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht in der Lage war, abrupt vom verhätschelten, unmündigen Kind zum Erwachsenen heranzureifen. Jedem Menschen läßt man zu diesem Entwicklungsprozeß Jahre Spielraum. Meine Mutter aber hatte mich über die Zeit hinaus wie ein Kleinkind gehalten.

Heidi, die Freunde in Mainz und andere Bekannte versuchten mich umzustimmen. Ihre Argumente waren stichhaltig: meiner Mutter ging es schlecht, es war ihr unmöglich, jetzt meine Betreuung wieder aufzunehmen, und für die nächste Zukunft könnte es nur von Vorteil sein, wenn ich gelernt hätte, mich selbständig zu entscheiden. Aber alle Ermahnungen und alles Zureden fruchteten nichts. Ich wollte nach Hause.

Dennoch bedeuten die Kölner Tage keine vergeudete Zeit. Die neuen Eindrücke und Anregungen gaben mir bis zum heutigen Tag wertvolle Hilfen. Heidi scheute keine Anstrengung, mit mir gemeinsam Köln zu entdecken. Wir bummelten durch menschenüberfüllte Straßen, auf einsamen Parkwegen, gingen ins Museum, zum Kirchenkonzert, ins Theater.

Eine junge Lehrerin aus der Körperbehindertenschule begleitete uns oft und lud uns zum Essen ein. Von zu Hause war ich gewohnt, unter älteren Menschen zu leben, so daß nie ein lebendiges Partnerschaftsverhältnis aufkommen konnte. Hier aber sprach man endlich einmal frei. Ich spürte, wie man sich darum mühte, die Probleme des Behinderten nicht zu verniedlichen oder zu tabuisieren (da kann man doch nichts ändern – also reden wir nicht darüber...).

Man redete meine Sprache und gab mir die Möglichkeit mitzureden. Hier ergab sich die Chance, meinen seit Jahren nur im Unterbewußtsein gefühlten Anspruch auf Gleichgerechtigkeit und Anerkennung einmal in Worte zu fassen. Ich erkannte, meine Aufgabe ist, nicht nur mit, sondern gleichfalls durch meine Behinderung zu leben.

Einen grotesken Widerspruch zum Bemühen meiner Betreuer, mir klarzumachen, daß meine Behinderung nicht so schwerwiegend sei, um mich nicht in das »öffentliche Leben« eingliedern zu können, bildete ein Erlebnis, das Heidi und ich mit unserer ersten Kölner Wirtin hatten. Wir bewohnten ein nicht gerade komfortables, aber bewohnbares Zimmer. Die Wirtin, ständig von einem kläffenden Fox begleitet, musterte mich in den ersten Tagen voller Entsetzen und Mißtrauen. Daraus entnahm ich, daß sie noch nie mit einer Spastikerin Bekanntschaft gemacht hatte. Nun, in 23 Jahren eines Spastikerlebens ist man Unhöf-

lichkeit und Aufdringlichkeit schon gewohnt, und ich achtete nicht weiter darauf und ging, von Heidi unterstützt, meiner Wege.

Mir war das Verhalten unserer Wirtin gleichgültig, doch nach einigen Tagen druckste Heidi herum, blieb schweigsam und meinte nur, wir müßten innerhalb von sechs Wochen wohl einmal das Zimmer wechseln. Unsere hundeliebende Wirtin hatte schon nach wenigen Tagen per Einschreiben meiner Mutter geschrieben, daß sie meine Anwesenheit in ihrem Hause nicht wünsche. Andere Mieter nähmen Anstoß an meiner Behinderung, besonders an meinem lauten Sprechen.

Soviel Unverstand deprimierte mich, zumal ich meiner Mutter diese Aufregung gern erspart hätte. Meine Freunde beabsichtigten, die Sache in die Öffentlichkeit zu bringen. Ich glaubte nicht, daß man die Menschen auf diese Weise zur Einsicht bringen könnte. Echtes Verständnis ist mit den herkömmlichen Propagandamethoden nicht zu wecken. (Ein Herz und eine Spende für unsere Sorgenkinder...!) Verständnis kann sich nur aus der Bereitschaft bilden, auch ungewöhnliche Lebensformen anzuerkennen, ohne zuvor nach ihrer Tauglichkeit und Leistungsfähigkeit zu fragen.

Vorfälle dieser Art erlebte ich häufig. Es wäre müßig, von allen zu berichten. Daß auch meine verständnisvollsten Freunde nicht immer Partner sein können, ist einsichtig, doch ich sehe darin heute keine Absonderung mehr, sondern weiß, daß sich gerade in dieser Distanzierung neue Kräfte für das Zusammenleben entwickeln. Existenzgefährdend wird es für den Behinderten erst dann, wenn einige Gesellschaftsgruppen Distanzierung mit Isolierung gleichsetzen und den Behinderten in eines der autoritär geführten Heime abschieben.

Wie viele meiner Bekannten und Verwandten gaben mir nicht vor zwei Jahren, als meine Mutter starb, den »gutgemeinten Rat«, in ein Heim zu gehen, wo ich der Ruhe und Ordnung sicher sei. Ich bezweifle nicht die Aufrichtigkeit dieser Leute, im Gegenteil, ich glaube, unbewußt kommt hier die Ansicht zutage, alles, was nicht »normal« ist, was nicht der »Lebensnorm« entspricht, das sei auszuschneiden, abzusondern oder zu vernich-

ten: Ich paßte nicht in das Lebensbild unserer Kölner Wirtin, und sie entfernte mich aus ihrem Blickfeld.

Ein ähnliches Dilemma verbindet mich mit meiner derzeitigen Wirtin in Frankfurt. Es ist dieselbe Frau, die mir dazumal in mütterlicher Rührung den Kopf gestreichelt hatte, als sie meiner Mutter das Haus abkaufte. Aber ich bin nicht das kleine Mädchen in seiner rührenden Hilflosigkeit geblieben (eine Tante sagte mir, sie finde körperbehinderte Kinder »richtig nett«). Meine Wirtin gibt ein Beispiel dafür, wie man den Behinderten aus tiefster Seele bemitleiden kann, ohne bereit zu sein, ihn als Menschen wirklich zu akzeptieren. Sie setzt alle Hebel in Bewegung, mich in ein Heim abzuschieben.

Meine Frankfurter Vermieterin beengt seit Jahren meine Eigenständigkeit, da sie mich nicht als vollwertigen Menschen anerkennt. Sie sieht in erster Linie in mir den Behinderten und nicht den Menschen. Einer persönlichen Kontaktaufnahme geht sie geschickt aus dem Wege, indem sie behauptet, sie könne meine undeutliche Sprache nicht verstehen. In ihren Augen bin ich der Sonderling, der für die Gesellschaft untauglich ist. Von diesen Gesichtspunkten mag sie ausgegangen sein, als sie mir vor rund einem Jahr beim Sozialamt einen Gebrechlichkeits-Pfleger bestellen – und mich in ein Heim zwangsweise einweisen lassen wollte (und die Arbeit von Frau Winter zunehmend durch Schikanen erschwerte). Heute, im August 1969, da ich dies niederschreibe, droht sie mir mit einer Räumungsklage, wenn ich nicht umgehend aus der Wohnung ausziehe. Nicht, daß sie es mir selber sagte, nein, dazu bemüht sie ihren Rechtsanwalt.

Die Ereignisse der letzten Jahre ließen mich an diesen Erlebnissen wachsen. Ich weiß heute, daß man nicht ohne weiteres einen Pfleger bestellen kann. Ich weiß auch, daß ich gesetzlich in der Wohnung leben darf, solange ich noch keine andere habe, die meinen Bedürfnissen entspricht. Dennoch ist die Belastung einer so unerfreulichen Wohngemeinschaft beängstigend. Ich erinnere mich schlafloser, angstvoller Nächte, in denen ich mich immer wieder fragte, wie es weitergehen könne. Werde ich eine neue Wohnung finden? Habe ich unrecht, wenn ich mich weigere, in ein Pflegeheim zu gehen?

Das Beispiel der beiden Wirtinnen verdeutlicht, wieviel Aufklärungsarbeit innerhalb der Rehabilitation noch zu leisten ist. Die floskelhafte Bitte des Slogans »Einander verstehen, miteinander leben« hilft hier wenig oder nichts. Nur aus Gutdünken »Gutes zu tun« degradiert den Benachteiligten zum Bettler. Auch der Mensch mit stärkster körperlicher Behinderung hat das Recht, die ihm verbliebenen Fähigkeiten zu entfalten. Unter den rein körperlich behinderten Menschen erlebte ich noch keinen, der total hilflos gewesen wäre. Die Meinung, man müsse den Behinderten vor allerlei Schädlichkeiten dieser Welt bewahren, vertreten nicht nur mitfühlende Wirtinnen der älteren Generation, sie ist auch unter meinen nächsten Freunden stark vertreten. Ich hoffe, man verzeiht's mir, wenn ich darüber lächle, denn in der letzten Konsequenz kann man doch nur den vor dem Leben bewahren, dem man es nimmt.

Der Behinderte ist normal - wenn man ihn normal behandelt

Ich erinnere mich verschwommen, daß im Jahre 1963 oder 1964 (auf Bitten einer Lehrerin aus der Behindertenschule) eine Nachbarnfrau aus unserer kirchlichen Gemeinde bei uns erschien, um meiner Mutter im Haushalt und bei meiner Pflege zu helfen. Meist hatte sie ihr kleines Mädchen von knapp einem Jahr dabei, und bei ihr zu Hause warteten zwei Jungen im schulpflichtigen Alter. Ihre Hände fühlten sich von Arbeit rauh geworden an, aber ihre Stimme klang sanft, wenn sie mit ihren Kindern sprach oder mir etwas erzählte. Und wie gerne hätte ich ihr manchmal von mir erzählt, mich mit ihr unterhalten, damit sie spüre, daß ich eigentlich gar nicht so bemitleidenswert war, daß es auch noch die andere Seite meines Lebens gab, auf der ich keineswegs behindert oder benachteiligt war.

Weil es mir wichtig schien, daß gerade dieser Mensch mich kennenlerne, half ich mir mit einer List. Eines Tages suchte ich alle Bücher heraus, die mich in der letzten Zeit zum Nachdenken

angeregt hatten: ein Entwicklungsroman über einen Negerjungen, das Irische Tagebuch von Böll und die einschlägige Literatur über den Spastiker.

Ihre Reaktion war beispielhaft für unsere Gesellschaft: »Kind, hast du das wirklich schon gelesen? Ist das nicht zu schwer für dich?« Rasch versuchte ich, sie von ihrer Verwunderung abzubringen und sie in ein Gespräch darüber zu verwickeln, welches der Bücher und was darin ihr besonders gefallen habe und was ich selbst für Einsichten daraus gewonnen hätte. Meine Mutter erfüllte bei solchen Gesprächen ein seltsamer Stolz. »Trotz allem« konnte ich etwas, vollbrachte ich eine Leistung, war ich nicht völlig hilflos. Es dauerte Jahre, ehe ich begriff, weshalb mir bei den Lobpreisungen meiner Mutter nicht wohl in meiner Haut war: Sie suchte Ersatzlösungen und verstand immer noch nicht, mich trotz meiner Benachteiligung einheitlich, als ganzen Menschen anzusehen.

Frau Winter kam immer öfter. Sie kaufte ein, säuberte die Wohnung und versorgte mich, wenn es meiner Mutter besonders schlecht ging. Akustisch verstand sie mich immer besser. Je länger wir miteinander zu reden gezwungen waren, desto spürbarer vollzog sich eine Wandlung, entwickelte sich ein Zusammenleben zweier Menschen, trotz aller ihrer Verschiedenheiten an Alter und Herkunft, das um so stärker wurde, je weniger wir uns gegenseitig zu beeinflussen suchten.

Das genaue Datum, wann aus dieser losen Bekanntschaft eine feste Freundschaft wurde, wann Frau Winter erkannte, daß ich nicht nur ein hilfloses Wesen war, sondern auch Freund sein konnte, der auch ihre Lebensprobleme zu verstehen trachtete und bereit war, sie mitzutragen, ist nicht mehr nachweisbar. Jedenfalls entstand eine Freundschaft aus dem Leid und durch die vielen Tränen, die sie mir wahrhaftig abwischte. Ich betrachte sie auch heute noch als meine Mutter, zu der ich mit allen meinen Kümernissen gehen kann. Sie bringt mir eine illusionslose, nüchterne, aber aufrichtige Liebe entgegen. Jeder Mensch braucht eine Orientierung, wonach er sein Leben auszurichten vermag. Solange er noch nicht stark und selbstsicher genug ist, um in Gott oder nach einer Idee sein Leben auszurichten, setzt er

sich einen Menschen als Maßstab und Vorbild. Für mich ist das Frau Winter, die mir praktische Nächstenliebe vorlebt. Sie erhofft sich dadurch nicht unbedingt einen himmlischen Lohn, sondern verleiht ihrem Leben hier und heute seinen Sinn.

Anfang 1966 sah ich Frau Winter für längere Zeit nicht. Meine Mutter war ins Krankenhaus gekommen, und ich versuchte mit einer Freundin in Köln Fuß zu fassen, weil dort die erste Realschule für Behinderte errichtet worden war. Nach dem Scheitern dieser Aktion, von der noch zu erzählen sein wird, lebte ich mehrere Wochen in einem Erholungsheim. Gegen die Ratschläge aller Bekannten verließ meine Mutter im Spätsommer des gleichen Jahres das Krankenhaus und nahm ihr altes Leben wieder auf. Ich kehrte nach Hause zurück, um in Familie und Schule die alte Geborgenheit wiederzufinden.

Oft besuchte ich die Schule nicht, weil meine Mutter morgens nicht die Kraft fand, aufzustehen und mich fertigzumachen. Meist lag sie im Bett und wartete, daß Frau Winter kam oder meine Tante und die notwendigen Verrichtungen im Haus erledigten. Diese Situation dauerte bis zum 24. Dezember 1966. Am Vormittag dieses Heiligen Abends wurde sie mit akuten Herz- und Kreislaufstörungen und einem hohen Zuckerspiegel ins Krankenhaus transportiert. Ich sehe noch den Krankenwagen, den ich vom Küchenfenster aus beobachtete: er war rot und das Blinklicht auf seinem Dach rotierte bläulichgrell in den Winter-tag. Ich war mutterseelenallein, im echten Sinn des Wortes. Ich setzte mich ins Wohnzimmer, weinte lange, bitterlich, aber befreiend. Deutlich hörte ich die Prophezeiung, die mir Mutter in all ihrer Verbitterung immer wieder mit auf den Weg gegeben hatte: »Du wirst schon sehen, wohin das führt, wenn ich einmal nicht mehr da sein werde. Du wirst verkommen, weil kein Mensch sich ständig um dich kümmern kann. Am besten ist es, wenn ich dich mitnehme.«

Am Spätnachmittag saß ich neben Frau Winter in der Kirche. Ich versuchte mitzusingen – und es gelang. Seltsame Einrichtung des Lebens: da lag wenige Kilometer entfernt der liebste Mensch, den ich hatte, in einem nüchternen Krankenzimmer und kämpfte mit dem Tode, und ich konnte, von süßlichem Kerzenduft umge-

ben, den unbekanntem Gott im Himmel loben. Es war so grotesk, daß mich bitteres Lachen in der Kehle würgte. Aber da spürte ich die gütige, wenn auch rauhe Hand von Frau Winter.

Und dann kamen die Tage, da ich hoffte, im Krankenhaus anrief, Mutter besuchte, heiter wirken sollte, auch wenn es nicht gelang. Plötzlich gab es keine Vergangenheit mehr und keine Zukunft. Es gab nur eine Bitte, einen Befehl, gegeben an das Schicksal, an Gott, gegen den schwarzen Nachthimmel: Mutter muß gesund werden – und ich muß alle Kraft zusammennehmen.

Frau Winter beobachtete mich gewissenhaft, fing depressive Stimmung auf, stärkte meine seelische Kraft durch echtes Lob oder durch Aufgaben, die mich vom Grübeln abhielten. Ich nahm ihre Hilfe als selbstverständlich, zu einem Dank war ich nicht fähig.

Die erste und bisher größte Spannung gab es zwischen uns Anfang des Jahres 1967, als ich über das Sozialamt und die Krankenkasse durch Frau Winters Hilfe und Befürwortung die Aufnahme in die Taunusklinik Felsenstein fand. Ich war empört, daß man mir gerade in dieser Zeit noch zusätzlich einen Aufenthalt in fremder Umgebung zumutete. An eine körperliche Besserung mochte glauben wer wollte, ich nicht. Man wollte mich ja nur abschieben, weil die Arbeit zu viel wurde und die Belastung zu groß. Eingefangen in meine Vorstellungswelt war ich nicht fähig, die Sachlage nüchtern zu überschauen. So wie die Dinge lagen, bot mir eine großzügig angelegte Rehabilitationsstätte – wie Felsenstein vorgab, es zu sein – mehr Sicherheit als die Initiative der Frau Winter.

Zu diesem Zeitpunkt ist meine Haltung gegenüber Frau Winter und den übrigen Helfern kennzeichnend für meinen Entwicklungsstand, der mit 23 Jahren noch nicht so flexibel war, um notwendige Schlüsse aus einer Situation zu ziehen und danach zu handeln. Weinend suchte ich meine Sachen zum Kofferpacken zusammen, weinend verließ ich das Haus und weinend ließ ich mich von Frau Winter durch den äußeren Teil des Klinikparks zu meiner Station führen.

Ermahnungen, Aufmunterungen und Rügen glitten an meinem Ohr vorbei. Man wollte mich loswerden, das war alles, was ich

aus dem Verhalten der anderen ersehen konnte und wollte. Ich lasse keinen Zweifel, daß, hätte meine Mutter mein Verhalten sehen können, sie mich gestraft und gezüchtigt haben würde, denn trotz meines Erwachsenseins bekam ich noch oft genug eine Backpfeife, was zwar meinen Gehorsam, aber nicht meine Selbständigkeit förderte.

Frau Winter ist heute meine wahrhaft rechte Hand, meine zweite Mutter – sofern es dafür jemals wirklich einen Ersatz geben kann. Sie weiß, wie warm mein Badewasser sein muß und wie kalt ich den Kaffee am liebsten trinke. Sie legt mir die Gabel links neben den Abendbrotteller, und der Trinkbecher muß rechts stehen. Sie zahlt für mich die Miete ein und überzieht mir das Bett. Sie geht im Sommer mit mir Eis essen und im Winter mit mir rodeln. Sie bringt mich zur Schule, zum Friseur, zum Arzt. Es gibt fast keine Handlung, die ich ohne ihre Hilfe ausführen könnte. Das Bemerkenswerteste an ihrer Hilfe ist, daß sie mich nie spüren läßt, daß ich so sehr auf sie angewiesen bin und ihrer bedarf. Bisher erfuhr ich diese Unvoreingenommenheit nur bei jungen Menschen, oft nur als Idee, als Zukunftsbild, dem jede Praxis fehlte. Frau Winter ist der erste Mensch, der beide Elemente meines Ichs als ein Ganzes sah: die starke Behinderung wie mein Verlangen, gleichberechtigter Mensch, Partner zu sein.

Ich verstehe ihre Hilfe nicht allein als Geschenk, sondern als eine Aufforderung, die mich zum Handeln zwingt. In der letzten Zeit meinte ich manchmal eine Frage in ihren Augen zu lesen: Mädle, wie verstehst du, wie trägst du dein schweres Leben. Ich wich dieser Frage aus und weiß auch heute noch keine gültige Antwort darauf. Mit Gewißheit kann ich sagen, daß das »gottgewollte Leiden« in den dunkelsten Stunden meines Lebens keine Berechtigung fand. Dem Gott, der dieses von mir forderte, würde ich zürnen, ihn vielleicht verdammen. Ich sehe in meiner Behinderung keine Aufforderung zur Demut, sondern einen Anreiz zum Widerspruch. Obwohl ich in meinen körperlichen Möglichkeiten eingeschränkt bin, will ich leben und habe ein Recht auf Handlungsfreiheit.

So wurde ich im Januar 1967 für mehrere Monate in die Felsen-

steinklinik eingeliefert. Ich grollte Frau Winter, in mein Privatleben eingegriffen zu haben. Die Taunusklinik war erst Monate zuvor eröffnet worden und machte einen neuen, gepflegten Eindruck. Doch Äußerlichkeiten interessieren mich zu Anfang nie, vielmehr schockierten mich der Krankenhausgeruch und die eilfertigen Schwestern.

Hatte ich Gedächtnisspaltung, daß man mich von der einen zur anderen Stunde plötzlich als »Patient« behandelte? Gleich nach meiner Ankunft in der Klinik wurde ich ausgezogen, bekam Fieber gemessen und wurde ins Bett gesteckt. Dazu suggerierte mir eine nervöse Krankenschwester immer wieder: »Ganz ruhig bleiben, es geschieht überhaupt nichts.«

Als Frau Winter gegangen war und meine Augen einfach nicht mehr weinen konnten, setzte ich mich im Bett auf und blickte mich im Zimmer um. Im Nachbarbett lag ein Mädchen, das mich offensichtlich schon geraume Zeit gemustert hatte. Sie schien älter als ich. Im Zeitlupentempo kaute sie auf einem Kaugummi herum. Aus dem Radio neben ihr dröhnte Blasmusik.

»Wann kommt der Doktor?«

»Morgen früh, er kommt jeden Morgen und am Tag auch noch öfter.«

»Gefällt es Ihnen hier?«

Sie zuckte die Achseln und spielte am Radio herum. Der Doktor kam noch am gleichen Abend, bestaunte meine altertümliche Schreibmaschine und drückte mir kräftig die Hand. »Kannst' schreiben? Mädels, das mußt' mir zeigen. Gute Nacht, morgen beschaun wir uns gegenseitig genauer an.« Er hatte mich überhaupt nicht zu Wort kommen lassen und meine verheulten Augen geflissentlich übersehen.

Ich lebte mich schwer ein. Mit Depressionen und Wutanfällen protestierte ich gegen das Leben in dieser Außenseiterkultur. Der Doktor behandelte in dieser Zeit wohl keinen schwierigeren Patienten als mich. Stundenlang durfte ich in seinem Sprechzimmer sitzen und mir den Kummer von der Seele reden. Er paffte seine Pfeife und hörte zu. Nein, es ging mir nicht um das schlechte Essen oder den Blümchenkaffee. Mich störte der sterile Geist dieses Hauses, diese unsinnige Hausordnung, die mich morgens 5

Uhr aus dem Bett holte und am Abend 7 Uhr hineinsteckte. Und mit keinem konnte man reden.

Was sollte ich hier? Die krankengymnastische Bobath-Methode, warf ich ihm vor, sei doch nur für Kleinkinder. An meinem ausgewachsenen Spasmus könnten auch fünf Krankengymnastinnen nichts mehr ändern. Viel wichtiger wäre ein Lehrer, mit dem ich arbeiten könnte. Wenn ich durch eigene Kraft mein Leben noch ändern solle, dann nur dadurch, daß ich mich noch ein wenig weiterbildete. Und überhaupt wolle ich nach Hause, meine Mutter sehen, der es schlecht ginge. Die Klinik und die Behandlung interessiere mich einen Dreck. Eine halbe Stunde Behandlungszeit täglich, ansonsten gammele man doch nur durch die Gegend.

Ich legte den Kopf auf das Untersuchungsbett und fing bitterlich zu weinen an. Der Doktor holte ein Tempotaschentuch, wischte mir die Tränen und hielt es mir vor die Nase: »Schnauben, fest schnauben!«

Nach dieser Prozedur stand er eine Weile am Fenster und sagte nichts. Es war sehr still im Zimmer, die Pfeife qualmte im Aschenbecher aus. Als er sich wieder zu mir an den Tisch setzte, wirkte sein Gesicht hart: »Gott, Mädels, was mach ich bloß mit dir? Ich weiß ja, daß es für Leut' wie dich hier zu wenig Anregung gibt, aber wenn ich nicht genug Personal habe, wie soll ich das dann ändern? – Nun laß mal nicht gleich den Kopf hängen, eine der Lehrerinnen aus dem anderen Haus, die unsere Abc-Schützen unterrichtet, wird ab und zu nach dir sehen. Du, die hat einen Gymnasiallehrer zum Mann, der gibt dir vielleicht manchmal Geschichte. Aber über unsere Krankengymnastinnen schimpfst mir jetzt nicht, die geben sich soviel Müh' mit dir. Schau, wie schief du wieder dasitzt, Fräulein, ein bisserl Selbstkontrolle schadet dir auch nichts. Bobath-Methode nur für Babys, wenn ich das schon höre! Jetzt sei erst mal still und tue, was man dir sagt. Etwas Geduld mußt du schließlich auch mit uns haben. Nächste Woche kommt auch eine Beschäftigungstherapeutin und versucht, daß du alleine Essen lernst. So, hammer uns wieder? Wenn's wieder mal nicht geht, kommst wieder und kannst weiter schimpfen.«

Ich ging noch oft zu ihm, alle die Ärgerlichkeiten, die mich in meinem Arbeitsrhythmus beengten, an den Mann zu bringen. Oft, wenn der Doktor keine Zeit hatte, um mit mir zu sprechen, tippte ich ihm kleine Wutbriefe, die jedoch mehr mich befreien als ihn entsetzten. Wenn ich meist auch nur beabsichtigte, lokale Mißstände in der Klinik aufzuzeigen, so enthielten diese Briefe dennoch so viele persönliche Bekenntnisse, daß der Doktor mich besser kennenlernte, als ich das anfangs beabsichtigt hatte. Daß er diese Ergüsse aufhob und sammelte, erfuhr ich erst geraume Zeit später.

Als wir wieder einmal zusammensaßen und beide die Zukunft der Rehabilitation nicht gerade in Goldfarben ausmalten, kam ihm die Idee, ich solle doch einmal versuchen, meinen Lebensverlauf schriftlich festzuhalten. Nur wenige Menschen wüßten etwas über den Spastiker, die Aufklärung aus erster Quelle sei wohl am eindrucksvollsten. Der Gedanke zu diesem Buch war geboren.

Damals, vor rund zwei Jahren, ging ich mit Energie an die Arbeit, ahnte aber nicht, wie mühevoll es werden würde. Gern hätte ich des öfteren abgebrochen, wenn mich nicht Freunde immer wieder zur Weiterarbeit und Beendigung des Berichts ermuntert hätten.

Neben dem Arzt fand ich in Felsenstein noch andere Freunde, die zu meiner Entwicklung beigetragen haben. Zu den wichtigsten zählt meine Beschäftigungstherapeutin, die indessen an der Frankfurter Körperbehinderten-Schule arbeitet. Als ich sie kennenlernte, sagte ich ihr kurzweg, ich hätte noch nie allein gegessen und könne es sicher auch nicht mehr lernen. Sie ignorierte meinen verstockten Ton, begann sich mit mir zu unterhalten und lockerte dabei etwas meine Arme. Im Laufe der Woche erzielten wir kleine Fortschritte, wenn auch der Tisch von Gemüse und zerquetschten Kartoffeln klebte.

Es ist ein Verhängnis: das Essen wollte sich nicht auf den Löffel schaufeln lassen, und dieser wollte dann nicht zum Munde. Diese Lebensnotwendigkeit allein zu bewältigen, erlernte ich bis heute nicht und bin ständig darauf angewiesen, daß mich zum Essen jemand füttert. Ironie des Lebens: die Menschen erfanden

die kompliziertesten Apparate, um zum Mond zu fliegen und dort zu landen, doch eine unkomplizierte Eßapparatur für Spastiker konnte man bis heute noch nicht bauen. Man sagt, das sei unrentabel.

Sollte ich ein Fazit aus der krankengymnastischen und therapeutischen Behandlung ziehen, müßte ich gestehen, daß ich innerhalb des Klinikaufenthaltes so gut wie nichts dazugelernt habe. Der Hinweis, ich sei doch sehr gelockert gewesen, gilt eben nur für diese Zeit. Jeder Spastiker kann eine gewisse Erleichterung seiner Verkrampfung erfahren, wenn er täglich krankengymnastisch behandelt wird und unter krampflösenden Medikamenten steht (die jedoch meist Konzentrationsstörungen mit sich bringen). Setzt man mit diesen Behandlungsmethoden aus, kehrt der Spasmus zurück, oft in verstärktem Maße. Deshalb sollte man, nach meiner laienhaften Meinung, von einem gewissen Alter an eher *mit* dem Spasmus als gegen ihn arbeiten.

Für meine These habe ich einen durchschlagenden Beweis: Schon in den Wochen in Felsenstein bemühte sich meine Beschäftigungstherapeutin, mir das An- und Ausziehen beizubringen. Daß wir zu keinem Erfolg kommen konnten, beweist höchstens, daß uns nicht ausreichend Zeit gegeben war. Selbst die Spastikerklinik Felsenstein setzt für eine therapeutische Behandlung eine Dauer von nur vierzig Minuten an. Jeder Laie mit nur oberflächlichem Kontakt zu einem Spastiker weiß aber, daß dieser niemals unter Zeitdruck positiv arbeiten kann. Um mir das Anziehen beizubringen, mußte man ausprobieren, meinen Bewegungsrhythmus kennenlernen, Kleidungsstücke ändern und immer wieder üben und üben.

Ich möchte mit meiner Kritik nicht einzelne Personen anklagen, sondern gegen das längst überholte bürokratische Denken protestieren, das sich in den Sparten der Sozialarbeit breitmacht. Jede Theorie, die der Praxis die Möglichkeit nimmt, frei zu arbeiten, ist falsch.

Monate nach meinem Aufenthalt in Felsenstein begann meine Beschäftigungstherapeutin privat, mir durch die Selbständigkeit des Anziehens ein weiteres Stück Unabhängigkeit zu ermöglichen. Es wurde eine harte Lehrzeit, und wir wußten beide nicht,

ob unser Bemühen Erfolg haben würde. Wir schafften es und verdanken den Erfolg sowohl ihrem Ideenreichtum als auch meiner Energie. Traurig ist nur, daß meine Mutter diesen Fortschritt nicht miterleben konnte. Von jeher erschien ihr die körperliche Selbständigkeit wichtiger als gute Schulleistungen.

Es würde zu weit führen, alle die Menschen exakt abzuschildern, die mir in der Felsensteinzeit, meiner Krisenzeit, echte Freunde wurden. Da sind zum Beispiel zwei Wehrdienstverweigerer, die mir das Frühstück servierten und mich manchmal spazierenfuhren und meist eher auf der Seite der Patienten als auf seiten der älteren Schwestern standen.

Gleich zu Beginn fanden wir engen Kontakt. Wir redeten die gleiche Sprache, und wir meinten dasselbe, wenn wir von Freiheit sprachen. »Gutes tun« – nicht für die Ewigkeit, sondern hier und jetzt und heute. Manchmal fuhren sie mich zu meiner Mutter ins Krankenhaus, saßen mit mir an ihrem Bett und sprachen ihr Mut zu: »Keine Sorge, Frau Schlett, Christa geht es bei uns gut, und in der Behandlung zeigt sie schon Fortschritte. Manchmal geben wir abends eine kleine Gesellschaft, so mit Bier und Cola und dummen Scherzen. Das ist schon mal eine Abwechslung in dem stumpfen Tageseinerlei.« Meine Mutter gab sich beruhigt, daß es mir gutgehe, und gebot mir, ich solle recht artig und fügsam sein. »Der liebe Gott hat uns hart gestraft, mein Kind, nun müssen wir durchhalten, ohne zu klagen.« Ich schluckte und weinte nicht. Der Protest lag auf der Zunge: daß es mir in Felsenstein nicht gefalle, daß ich keinen Fortschritt sähe, daß mich die meisten Schwestern nicht verstehen wollten. Doch ein Ruck der Überwindung, und ich lächelte schon wieder. Ein flüchtiger Kuß und dann rasch aus dem Zimmer. Draußen brach der Tränenstrom hervor, denn sie sah blaß und mager aus, während ihr Leib geschwollen war.

Einige Zeit später besuchte mich die Ärztin meiner Mutter des öfteren in der Klinik. Sie brachte Geschenke mit, ganz wie es Mutter auch getan hätte. Wir gingen in den Park, sprachen über tausend Dinge, aber meiner Frage, wie es meiner Mutter gehe, wich sie aus. Was blieb da zu hoffen? Ich mußte doch hoffen, in Illusionen schwelgen, ohne die ich im Augenblick nicht hätte

leben können. Was sollte aus mir werden, wenn meine Mutter starb?

Dann, an einem kühlen Spätsommerabend, war es soweit. Mit meiner Zimmerbewohnerin und unserer Pflegerin saßen wir beim Abendbrot, als der Doktor ohne zu klopfen hereinkam. Mit hängenden Armen stand er vor mir, schaute uns mit ausdruckslosen Augen an. »Christa, eben kam ein Anruf. Deine Mutter ist vor einer Stunde gestorben. Du mußt jetzt tapfer sein.« Ich hörte es wie von fern, undeutlich, verschwommen. Ich starrte zum Fenster hinaus, zum Himmel, aber er schwieg. Und endlich kamen die Tränen und lösten den Schmerz. Jetzt war ich allein und sollte zeigen, daß ich der Selbständigkeit gewachsen war. Andere durften ihre Mütter bei sich behalten, bis sie selber alt wurden. Warum machte man es gerade mir so schwer?

Der Doktor blieb noch eine ganze Weile bei mir, sprach Sätze, deren Zusammenhang ich nicht erfaßte. Aber seine Nähe tat gut. Später kam ein alter Geschäftsfreund meiner Mutter, der mich trösten wollte, doch dann weinte er selbst. Zur Nacht erhielt ich ein leichtes Beruhigungsmittel, damit ich besser schlief. Es half auch, denn die Ereignisse des Tages hatten mich müde gemacht.

Das Leben ging weiter: mein Leben. Am nächsten Tag erschienen Freunde und Verwandte, schlossen mich weinend in die Arme und beklagten das Schicksal. »Deine Mutter hat dich mittellos zurückgelassen. Was soll jetzt nur werden?« Ich erstarrte unter ihren Zärtlichkeiten, und je heftiger sie klagten, desto fester stieg Abwehr in mir auf, Protest: »Nein, gerade jetzt, da ihr mir so gar nichts zutraut, da ihr glaubt, ich sei völlig am Ende, jetzt muß ich beweisen, daß ich gegen meine Hilflosigkeit kämpfen kann.«

Bei diesem Gedanken wurde ich ruhig. Das Bewußtsein der Selbständigkeit stärkte mich, und zum ersten Male fühlte ich eine Freiheit in mir, von der Heidi in Köln so oft gesprochen hatte.

Auch die Ärztin meiner Mutter besuchte mich in Felsenstein. Sie erzählte, Mutter sei friedlich entschlafen. Sie starb in der festen Überzeugung, daß es einen Gott gibt, der ihre Tochter besser schützen kann, als sie es jemals vermochte. Einen Trost konnte

ich durch diese letzte Aussage meiner Mutter bis jetzt noch nicht erringen. Daß ihr Glaube, gewachsen aus Not und Verzweiflung, echt war, daran besteht für mich kein Zweifel, und deshalb behält er auch seine Gültigkeit.

Streitigkeiten gab es zwischen meinem Arzt und mir, als die Frage erörtert wurde, ob ich zur Beerdigung fahren sollte oder nicht. Er meinte, es belaste mich im Augenblick zu sehr, und man könne auf diese Förmlichkeiten verzichten. Jedoch, und zu dieser Ansicht stehe ich noch, der Behinderte hat nicht das Recht, sich hinter seiner Behinderung zu verstecken. Im Ernstfall schützt sie ihn weder vor Gut noch Böse. So fuhr ich zur Beerdigung meiner Mutter, von Freunden begleitet, den letzten Verwandten und einigen Lehrern. Ein letztes Lied, ein schmaler Rosenstrauß über den Sarg gestreut, und meine Mutter ward begraben, zur Ruhe gelegt in die feuchte, kühle Erde. Das Händeschütteln, die Beileidsbekundungen taten gut, das lenkt ab und weckt die Aufmerksamkeit für das Kommende.

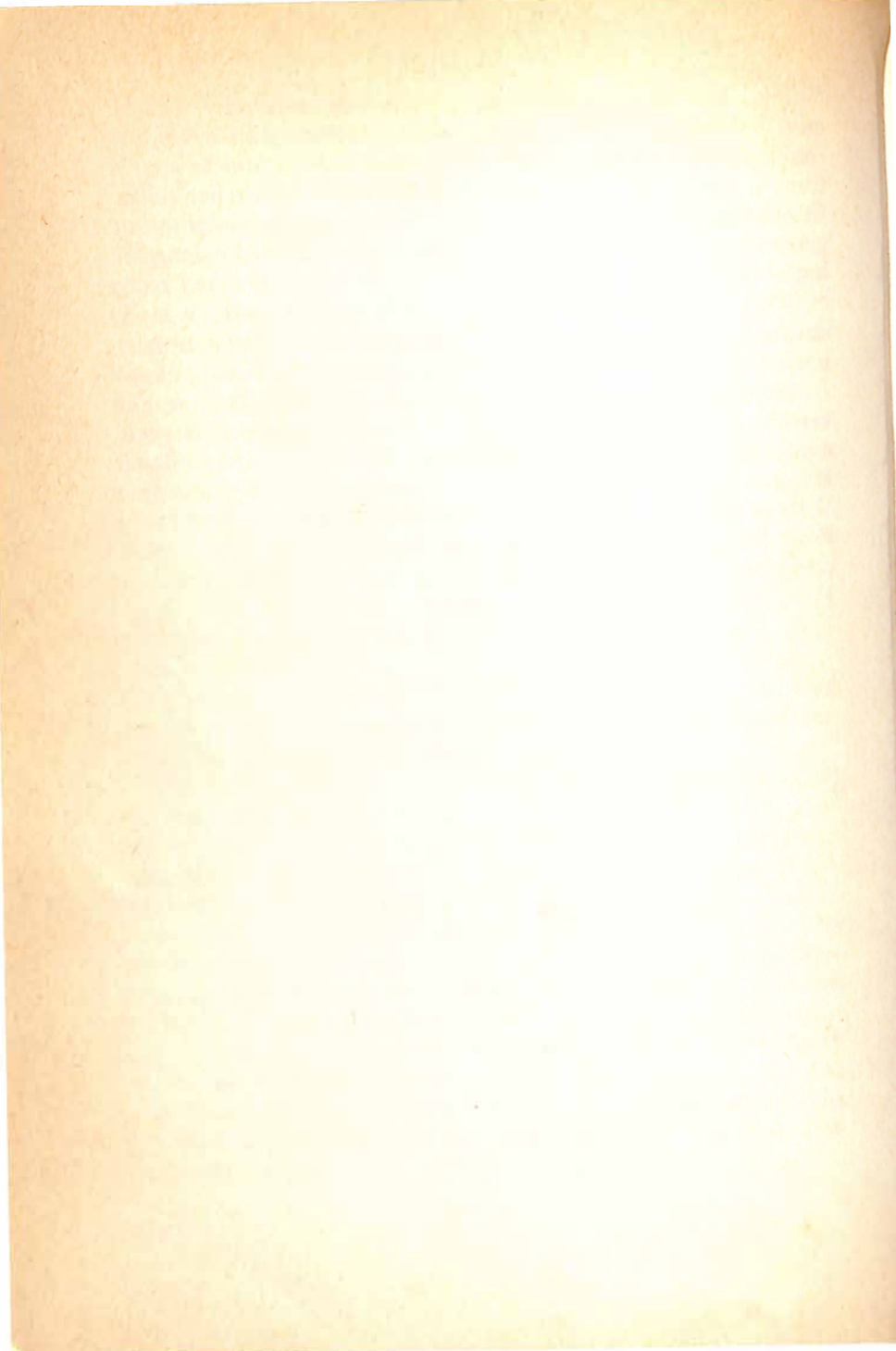
»Was willst du jetzt tun, Christa?« Hinter dem Mitleid, kaum verborgen, lauerte ein wenig Sensationslust, spürbar aus jedem Blick, in jeder Bewegung.

»Der Schulrat hat die Aufnahmegenehmigung für die Realschule der Sehbehinderten geschickt.« »Frau Winter hat zugesagt, dich für die nächste Zeit zu betreuen.«

»Wirst du es schaffen?« – »Ich will's versuchen. Mehr kann ich für den Augenblick nicht sagen.«

Ich breche an dieser Stelle meinen Lebensbericht ab. Alles, was jetzt kommt, ist erlebte Gegenwart, werdende Vergangenheit. Seit dem Tod meiner Mutter bin ich selbständiger geworden und auch unabhängiger. Ob ich jemals Herr über meine Behinderung werde, vermag ich heute nicht mehr mit demselben Enthusiasmus zu sagen wie vor zehn Jahren. Es ist ein Reifungsprozeß, noch nicht beendet. Frau Winter meint, ich lachte mit dem einen Auge – und mit dem anderen weinte ich. Entscheidend für mich ist, daß ich die Richtung meines Weges kenne. Wann ich das Ziel erreiche, ist für den Augenblick unwichtig. Ich habe Freunde, die mir helfen, und Aufgaben, die mich ausfüllen. Das nenne ich »Sinn des Lebens«.

Wenige Wochen nach der Beerdigung kündigte sich der Rechtsanwalt meiner Eltern an. Bei der ersten Begegnung saßen wir uns fremd und hilflos gegenüber. Ich konnte mich ihm nicht anvertrauen, obgleich er mir nun in allen Lebensnöten beistehen sollte. Er brauchte Zeit, sich an die Eigenarten meiner Behinderung zu gewöhnen. »Christa, Sie sind die Erbin und voll entscheidungsfähig für alles, was nun geschehen soll.« Ich muß einen recht hilflosen Eindruck gemacht haben, weil ich nicht wußte, was ich darauf antworten sollte. Der Rechtsanwalt half mir, indem er mir erst einmal von seiner Bekanntschaft mit meinen Eltern erzählte. So kamen wir ins Gespräch und sahen, daß wir uns verständigen konnten. Er versteht heute, meine Impulsivität wie meine Ängstlichkeit aufzufangen, so wie auch meine anderen Freunde das verstehen. Auch er bewies, daß man sich ohne Vorbereitung mit einem Behinderten in Verbindung setzen und Kontakt mit ihm bekommen kann. Der Behinderte ist normal, wenn man ihn normal behandelt.



Tagebuch (1975)



Es gibt Tage, Stunden, in denen man spürt, daß es an der Zeit ist, Bilanz zu machen, um dann wieder ganz von vorne beginnen zu können. So geht es mir, ich weiß es schon lange, finde aber keinen rechten Anfang. Gibt es überhaupt einen Anfang?

Gleich zu Beginn stürzen die Fragen auf mich ein, die Erinnerungen, Eindrücke. Was kann man sagen in unseren freien Zeiten? Aber das wiederum wäre zuviel.

Nun aber erst einmal drauflos, das Auswählen kommt später. Ich fange nicht am Anfang an, eher irgendwo in der Mitte, an einem ganz normalen Tag. Gewöhnlich nennt man ihn Arbeitstag. Doch mich geht das nichts an, ich arbeite ja nicht, verdiene mir den Unterhalt nicht selbst. Wäre der Grund meiner Untätigkeit nicht meine Behinderung, könnte man mich gering-schätzen.

Meist schätzt man mich hoch, was ich nicht anerkenne. Ich muß für dieses Schätzen, welches beweist, daß außer mir kein Mensch sich über meine Behinderung aufregt, zuviel zahlen.

Aufregen nutzt nichts, man muß damit fertig werden, meinen die Freunde, Bekannten.

Ich verstehe diese Alternative nicht, über die ich nachdenke, während ich mich ankleide. Das Hemd ziehe ich zuerst links herum an (nein, das geht nicht, da will mich selbst der Teufel nicht), und dann bei der fussligen Hose das Hinterteil nach vorne. Einem Clown steht das besser; wo sind da die Alternativen. Beim Haarekämmen werde ich nur noch struweliger, die Zuehfrau hilft, sie hat das Frühstück bereitet und das Wohnzimmer aufgeräumt. Es riecht ordentlich, ich sollte zufrieden sein.

Auf meinem Kommödchen liegen drei angefangene Bücher, gespickt mit Lesezeichen, Kritzeleien, Fragezeichen, Ausrufezeichen. Bester Ansatzpunkt, daß ich unzufrieden, unbefriedigt – bin.

Die Zuehfrau erzählt, daß das Schweinefleisch teurer geworden

ist und daß sie ihrer jüngsten Tochter gestern abend eine Tracht Prügel verabreichen mußte. Sie sagt es mit diesem stolzen Muttergefühl, das ich kenne und hasse. Es ist aber zwecklos, sie von besseren Erziehungsmethoden überzeugen zu wollen, und so lasse ich mir zuhörend mein Ei schmecken.

Ich esse unlustig, was immer ein schlechtes Vorzeichen für den Tagesverlauf ist.

Beim Frühstück klingelt gleich das Telefon: mein ehemaliger Religionslehrer, der mir früher unüberlegt die besten Noten gab. Grund genug, freundlich zu sein. Ich bin aber unwirsch, schließlich traue ich ihm genug Verstand zu, daß er spürt, daß ich zum Hallelujasingen keinen Anlaß sehe. Das ist was für abgeklärte Behinderte.

Der Religionslehrer räuspert sich, meint, daß ich auf meine Weise doch schon viel erreicht hätte. Wie ich die Phrase zu interpretieren hätte, frage ich bissig. Jetzt wird er auch unwirsch, was ich ja wollte, redet von Geduld, Güte, Liebe. Er kann logisch reden, also höre ich ihm zu. Dann lädt er mich zu einer Spazierfahrt für den Sonntag ein. Ich nehme an.

Als ich den Hörer auf die Gabel hänge, denke ich eine Sekunde lang, daß ich nicht immer so unwirsch sein sollte; einfach mal lockerlassen, ja sagen. Würde es etwas nützen, wenn ich ja sagte? Eben – das Risiko gefällt mir nicht.

Meine Zuehfrau füttert mich mit dem Rest des gekochten Eies. Ich höre ihrem Redefluß nur mit halbem Ohr zu, sie bedauert meine Stirnfalten (was bedeuten zu allem Pech meine frühen Runzeln? Die Frau weiß Prioritäten nicht zu setzen) – und daß sie noch nicht dazu kam, meine Kleidungsstücke aus der Reinigung zu holen. »Ja, ist schon gut, vergessen Sie aber nicht, Hansi heute Futter zu geben.« Meine schlechte Laune spricht aus jedem Ton, den ich sage. Brüsk trägt die Zuehfrau das Frühstücksbrett hinaus, ihre häßliche Nase steht einen halben Millimeter höher, sie ist beleidigt.

Später werde ich zu ihr in das Kabuff gehen, das meine Küche ist, und ein paar belanglose freundliche Worte sagen. Für den Augenblick ist mir nach Bogenschießen; auch ein Sport, den ich nicht bewältige. Im Radio sagt der Sprecher, daß das Wetter

weiterhin heiter sein werde. Ich schalte schnell ab, ich ertrage diese Realität nicht, die sich mir verweigert. Oder der ich mich verweigere?

Blöde Wortspielerei, da sind ein paar Treppenstufen, und kein Mensch ist bereit mich abzuholen und mit mir spazierenzugehen, schließlich müssen alle arbeiten.

Nun doch, am Sonntag kommt der Religionslehrer, er wird mir erzählen, daß er immer noch Schwierigkeiten hat, Leute zu beerdigen. So banal es klingt, neben der Frage der Behinderung – wozu, weshalb – gibt es gleichgroße Probleme, auf die sich nichts sagen läßt. Wenigstens nichts Wesentliches.

Als ich zum Weihnachtsessen bei des Lehrers Familie geladen war, sprach er davon. Eine 80jährige mußte er beerdigen, die Familie stand hilflos am Sarg, und er stotterte an seiner Litanei; Erde zu Erde. Er sagte mir freiweg, daß es ihm schwer würde, Trost zu sprechen, da könne er nur stumm sein. Ich war froh, daß er damals, während er mir das erzählte, mich mit Schokoladentorte fütterte. So war ich beschäftigt, ordentlich zu essen, und konnte nichts Blödes sagen.

Ich weiß nur, daß ich ihn traurig ansah und so tat, als verstünde ich ihn.

Wenn ihm das geholfen hat, sollte es mir recht sein, unser Leben besteht ja meistens aus Einbildung.

Ich habe jetzt meine Bücher vom Kommödchen genommen und blättere wahllos: ein bürgerlicher Roman, im Inhalt antiquiert, im Stil aber gut. Thema: Geschwisterliebe und Homosexualität – kein Brandthema für uns; dann Sartre-Erzählungen, höchst grauselig, und eine kleine Auswahl Bonhoeffer-Predigten. Für mich keine Sprache. Alles hängt von der Sprache ab, wenn Schreibende das doch endlich mal verstehen wollten. Besonders Theologen. Nach Thomas Mann, ich mag ihn sehr, wird es eben schwierig, noch Grundsätzliches in deutscher Sprache formulieren zu wollen. Letztlich kann es ja nach ihm nur Wiederholung sein. Meine ich.

Mit Thomas Mann fängt Sprachform, der Ausdruck innerster Empfindungen, erst zu leben an. Etwas aus dem Wesen dieser Sprache, ohne es gleich zu zerstören – so jedenfalls empfinde ich

es. Und beim Lesen seiner Bücher den klaren, schonungslosen, aber nicht verletzenden Schilderungen der Personen, vergesse ich für Zeiten meine Kummernisse und die Problematik meines Lebens.

Ehrlich gestanden vergesse ich nicht gern, übertöple mich nur manchmal, in einer Art Unsicherheitsstimmung. Das kalte Erwachen ist mir zu grausam, unbarmherzig, stürzt mich am ehesten in die Verzweiflung. Ich mag, für mich persönlich, auch die Leute nicht, die mir zum Vergessen raten; ich halte sie für phantasielose Dummköpfe, ohne es ihnen zu zeigen. Allzu oft bin ich ja gerade von ihnen abhängig. Ich bin diesen Leuten nicht böse, sie meinen es gut mit mir, einfach so.

Sie sind unkritisch, was kein Fehler ist, vielmehr eine Eigenschaft, die ich toleriere, ohne daß sie mir helfen kann. Ich muß lernen, die Dinge auseinanderzuhalten.

Thomas Mann hingegen kann ich keinen Vorwurf machen, wenn ich für einige Zeit vergesse, um dann erwachen zu müssen. Er hat es einem nie geraten. Trostworte sind meist eine Belästigung, besonders jene, nach denen man sucht.

Eigentlich mag ich das Leben eher in der Handlung, wie die meisten, und nicht in der Reflexion. Mein Schreiben ist jedoch meistens Reflexion. Wenn ich also ganz privat bin – ein Zustand, der höchst selten ist, und wohl darum so schön –, kann ich mein Schreiben nicht ernst nehmen. Möglicherweise ist das die einzige Basis, um überhaupt etwas zu produzieren: Leute, die ihre Arbeit für den Nabel der Welt halten, sind mir höchst verdächtig. Ich kann aber wohl nur deshalb mich so nonchalant über diesen wichtigen Lebensbereich des Menschen hinwegsetzen, weil ich mich mit meiner Tippierei höchstens einen halben Monat des Jahres – es hat ja bekanntlich elfeinhalb weitere – selbst ernähren könnte. In der übrigen Zeit trägt mich das Sozialamt auf Grund seiner Gesetzspflicht, so sieht es aus, es hat wenig Sinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Vorläufig, was ich mit einem Zeitraum von zwei Generationen belegen möchte, bin ich von dieser Regelung voll abhängig. Hab ich mich persönlich damit abgefunden? Wahrscheinlich ja, und abfinden heißt für mich arrangieren. Arrangieren ähnlich, wie

mit einem Schlechtwettergebiet, in das man reinversetzt wurde; in eine Familie, von der man erfuhr, wie wenig sie intakt ist, und daß man eigentlich ausbrechen müßte, die Klimazone wechseln, neu anfangen.

Möglichkeiten gibt's immer – ein seltsamer Trost. Aber man bricht nicht aus, ich auch nicht. Mein Sozialamt trifft manchmal Regelungen, die schlecht, unvoreteilhaft für mich sind, aber ich bleibe. Mein Sozialamt bietet mir Schutz. Wer darauf wartet, daß ich noch einmal – oder überhaupt zum erstenmal – den großen Kampf ausrufe, irrt sich.

Das sind lose Gedanken, die mir durch den Kopf gehen, während ich an diesem Alltagsmorgen in meinem zu lesenden Büchersammelurium blättere. Aber, auch das ist eine Schwierigkeit, ich kann mit keinem recht ausführlich sprechen, was nur teilweise an meiner Sprachbehinderung liegt.

Kontakte suchen, Kommunikation pflegen, diese üblichen modernen Ratschläge, als wenn das so einfach wäre. Oder versteht man unter Kommunikation heute nur noch das geschwollene Reden über die Art, *wie* man es am besten macht, anstatt es einfach zu tun; die Freundschaft, die Annäherung und was der schönen Dinge mehr.

Eine Freundin schwärmte mir neulich eine Stunde lang von einem schicken Essen vor – betrachte ich es konsequent, so hätte sie, statt zu schwärmen, in einer Stunde kochen können. Die Kommunikationsebene hätte dadurch eine ganz andere Wendung und Qualität bekommen.

Das Reden über Dinge zerstört meiner Ansicht nach die möglichen *Begegnungen*; ich habe nur nicht den Mut, es offen zu sagen. Ich müßte in der unmittelbaren Diskussion zuviel von mir hergeben, was ich nicht will – oder nicht kann –, in einer bestimmten Weise lege ich Wert auf Schüchternheit, Zurückhaltung – der Inhalte wegen.

Und schon wieder rasselt das Telefon. Bis ich mühsam vom Sofa aufstehe, aufpassen muß, daß ich mich beim Gehen nicht an der Tischecke stoße und dann endlich am Schreibtisch bin, rasselt der Apparat mindestens achtmal. Oft komme ich umsonst, und wenn ich dann abhebe, höre ich nur noch Tututut. Je nach Laune

fluche ich dann heiter oder erbozt, nur fluchen tue ich meistens, es ist der Schutzwall gegen die Bitterkeit.

Unsere Leiterin von der Evangelischen Körperbehindertenstelle ist am Apparat. Eine weitere Arbeitssitzung ist angesagt, sie fragt, ob ich kommen werde. Sie würde mich mit dem Auto abholen, und vorher will sie wissen, welche Verbesserungen ich mir innerhalb des Stadtverkehrs denken könnte. Während sie spricht, merke ich plötzlich, daß ich müde bin, innerlich müde. Ich sage zu und weiß im gleichen Augenblick, daß ich zur Straßenverkehrsordnung nichts Wesentliches zu sagen habe, keinen Gag, der alles bisher Gesagte übertreffen würde.

Utopisch schön wäre natürlich, wenn mit einem Schlag alle Bordsteine abgeflacht würden – damit man mit dem Rollstuhl besser fahren kann.

Utopisch schön, aber im Grunde keine solche Veränderung, die alles bis jetzt Gesagte und Gedachte in den Schatten stellen würde. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, daß ich in meinem Innersten nicht mehr als eine solche Veränderung wünsche, erwarte. Etwas anderes kann kaum noch helfen, meiner Ansicht nach. Unbescheiden bin ich, vielleicht zu Unrecht, aber dennoch aus dem Wissen heraus, daß sich ohne ein gerüttelt Maß an Unbescheidenheit, was sich für den Moment dann immer mit Ungerechtigkeit, Hartherzigkeit paart, nichts Besseres entwickelt. Der gute Wille allein ist mir höchst suspekt, ich frage mich, ob er, rein für sich, ohne jede Beimischung überhaupt vorhanden ist. Und wenn ja, wie weit er nützlich ist.

Eine Weile unterhalte ich mich noch mit Frau ...; klatsche ein bißchen über diesen und jenen, Klatsch muß sein, er lüftet für Momente den Mief der Seele – wenn man es nicht zu weit damit treibt. Sie weiß das und läßt es bis zu einer gewissen Grenze zu. Dann lege ich den Hörer geräuschvoll auf die Gabel zurück, tapse zum Sofa zurück, lasse mich in die Polster fallen, grapsche umständlich ein Buch und blättere darin.

Blättern geht so: ich haue den Buchdeckel auf, balle die linke Hand zur Faust (das sieht wild aus), schiebe den Zeigefinger um etwa hundert Seiten, rucke mit der Hand nach links, und schon habe ich ein aufgeschlagenes Buch. Eine Seite nach der anderen

läßt der Zeigefinger nun zurückgleiten, so geht das Blättern. Natürlich brauche ich da einen freien Tisch und Platz und möglichst keine sensiblen Zuschauer.

Es gibt Situationen, in denen es ganz sinnvoll wäre, wenn die Umwelt einen Behinderten einfach als Tatbestand nähme. So wie es ein Tatbestand ist, daß ein Kamel oder ein Lama einen Buckel hat. Da fragt auch keiner warum, wieso und wie man sich zu verhalten hat. Das ist völlig neutral und wertfrei.

Ich weiß keine Spielregel, wie man sich mir gegenüber verhalten soll – wär' ja auch das Letzte, so nach Gebrauchsanweisung. Bin ich ein Apparat? Und was tut man, wenn zu dem ersten Defekt ein zweiter kommt? Den Spezialisten holen. Ich glaub, wir lassen den Unsinn.

In der Bibliothek zu lesen, so ungestört und in Ruhe, ist für mich nahezu unmöglich. Wenn ich unsicheren Schrittes an die Karteikästen wanke, folgen mir leise zwei Burschen. Ich würde ja schäkern – weshalb sollte ich ein Kind von Traurigkeit sein? Aber die Burschen gucken recht verstört. Als ob sie Angst haben. »Was möchtest du denn«, flüstert der eine. »Ausgewählte Reden von Bloch«, sage ich verhältnismäßig deutlich und laut. Der Bursche hinter dem, der mich ansprach, geht wieder, irgend etwas scheint ihm unheimlich zu sein. Ich weiß nicht was, schließlich gewittert es nicht einmal. Der andere hat mich inzwischen auf einen Stuhl plaziert und mir mit Gesten verdeutlicht, daß es besser ist, wenn ich sitzen bleibe.

Jetzt wühlt er in der Kartei nach meinem Bloch. Ich möchte ja gerne mitwühlen, ein bißchen schnüffeln, was sonst alles noch da ist. Aber ich soll nicht, also bin ich kein Spielverderber. Halte mich an die Vorschriften. Mit seiner Kollegmappe und mit meinem Blochband kommt der Bursche und setzt sich dicht neben mich. Ich mag das gar nicht, wenn ich lesen will.

Entweder kann ich nur so tun, oder ich boxe ihm mit meinem Ellenbogen ständig in die Seiten.

Ich will ihm gerade diese beiden Auswahlmöglichkeiten unterbreiten, da legt er den Zeigefinger auf den Mund, kneift die Augen zusammen und sagt »Pst«. Von dem Moment an mag ich ihn nicht mehr.

So geht's in der Unibibliothek. Keineswegs rege ich mich sehr darüber auf. Ich kenne meinen Standort, meine Möglichkeiten, und in dieser Situation halte ich mich für robust. Auch das ist ein Glücksfall, und wenn es schlimmer kommt, muß man es eben verdrängen. Wer kennt diesen Prozeß nicht? So gut wie jeder, das ist die reine Wahrheit, aber kein besonders gelungener Trost.

Noch immer hocke ich, das Buch, ich weiß nicht mal welches, vor mir, auf dem Sofa. Es ist still in der Wohnung, meine Zuehfrau (man sollte eine andere Bezeichnung für sie finden) ist weggegangen. Sie kauft jetzt für mich Lebensmittel ein; recht sporadisch, eben das, was nötig ist. Könnte ich es selbst tun, wär's besser. Angebote vergleichen. Eßgelüste bekommen; das Schöne liegt im Detail. Doch auch diesen sentimental Quatsch kann ich mir nicht oft leisten.

Manchmal, nur wenn eine Freundin kommt, zuerst Schwierigkeiten hat, den Rollstuhl zu handhaben, dann aber doch Spaß an meiner Kauflust bekommt. Der Jux dauert natürlich nie lange, zu früh ist meine Geldbörse leer. Auch das gehört zu meinem Alltag.

Die Zuehfrau wird erst in etwa drei Stunden mit dem gekochten Essen von zu Hause wiederkommen. Sie wohnt fünf Straßen von mir entfernt und bringt das Gekochte in Töpfen, die sie in eine Tasche stellt. Hier wärmt sie es dann nochmals kurz auf, gibt es auf einen Teller und kommt damit ins Wohnzimmer. Eine Papierserviette legt sie mir in die linke Hand. Während sie mich füttert, will sie mir ja manchmal den Mund abwischen.

Ästhetisch im eigentlichen Sinn ißt wohl kein einziger Spastiker, der Norm des guten Benehmens wird er kaum genügen können. Sein Hinweis auf Kau- und Schluckschwierigkeiten ist keine kokettierend faule Ausrede, vielmehr ist sie die exakte Erklärung des Sachverhaltes. Ich mag es nicht, wenn man irgend etwas vertuschen will; vom reinen Wein bekam noch keiner Kopfschmerzen, und der lebenslängliche Abstinenzler ist für mich lächerlich.

Nach der quälenden Geduldprobe, mich »abgefüttert« (meine Zuehfrau gebraucht diesen Ausdruck) zu haben, hat sie noch gut eine Dreiviertelstunde in der Küche, dem kleinen Schlafzim-

mer und dem Badezimmer zu tun. Jeder Handgriff sitzt; diese Basis, als Hauspflegerin bei einem behinderten Menschen tätig zu sein, ist ein hoher Grad traditioneller Menschlichkeit. Man kann auch Humanität sagen, aber die »Linken« halten einen dann gleich wieder für reaktionär.

Der tägliche Trott der Hauspflegerin ist allerdings stumpfsinnig. Ich muß es sagen, obwohl es unvereinbar scheint; die wahrhaftige Menschlichkeit und der Stumpfsinn liegen hier engstens beieinander. – Das sollte erklärt sein, wenn man mit dieser Arbeit beginnt.

Oft genug ist es nicht erklärt, und dann beginnen die Mißverständnisse; der vornehmste Ausdruck für die harten, unerfreulichen Konfrontationen. Was der Betreuer und der zu Betreuende am meisten zu befürchten haben, ist, in das Rollenspiel einer schlechten Ehe zu verfallen, denn eine Art von Ehe ist es allemal.

Die Zugehfrau wird, wenn sie abgefüttert hat, in die Küche zurückgehen, das Geschirr und ihre eigenen Töpfe, worin sie das Essen brachte, abwaschen. Dann wird sie, mittags gegen zwei Uhr, manchmal noch früher, mein Abendbrot vorrichten; das heißt, daß sie zwei Brotschnitten mit Wurst oder Käse belegt und in mundgerechte Happen schneidet. Die Stückchen legt sie auf ein Holzbrett, schneidet ein Stück Salatgurke oder eine Tomate dazu. Ein bißchen Salz streut sie darauf, legt die Gabel mit dem Holzgriff daneben und deckt das Fliegengitter oder die Plastikglocke darüber.

Die Arbeit muß sie täglich tun, andernfalls hungere ich abends, obwohl ich dann den besten Appetit habe. Nimmt man es ganz genau, dann sind die Zugehfrauen in allererster Linie dazu angestellt, daß ich und ein paar Behinderte, die in ähnlicher Weise leben können wie ich – es sind die wenigsten –, dreimal täglich zu essen haben.

Die Mehrzahl der Schwerbehinderten lebt in entsprechenden Heimen, jenseits jeder Individualität, menschlicher Geborgenheit und der Möglichkeit gesellschaftlicher Integration. Das ist das Faktum, an dem es nichts zu deuteln gibt – es ist eine Anklage. Andererseits scheint es so zu sein, daß es noch lange dauern

wird, ehe Behinderte untereinander ein emotionsfreies Gewissen füreinander haben. Sie konkurrieren untereinander mit dem, was sie nicht mehr haben oder gerade noch können. Bei allem begreiflichen »normalmenschlichen« Verhalten eine tragische Komik. Man sollte ihnen – allen Behinderten! – des öfteren in den Hintern treten, auf daß sie sich gesellschaftlich unnormal und dann endlich richtig verhalten.

Gebe kein Geringerer als der Herrgott, daß viele meiner Leidensgenossen das lesen. Auf euren Unmut – Freunde – bin ich nicht gut vorbereitet, aber irgendwie werden wir uns schon arrangieren, auch wenn ich weiß, wie wenig Freude man am eigenen Spiegelbild hat.

In meinem kleinen Schlafzimmer wird meine Zuehfrau das gelüftete Bett ordnen, meine Kleider zurückhängen. Ich hatte sie wahllos aus dem Schrank gezogen, weil jeden Abend meine Hauptbeschäftigung darin besteht, mir vor- und zurückzuüberlegen, was ich wohl am nächsten Tag anziehen könnte.

Die Zuehfrau hat sich damit abgefunden, daß sie mir diesen Tick nie ganz abgewöhnen wird. Nur wenn's gar zu toll wird, meint sie, ich solle versuchen, mich um ein bißchen Ordnung zu bemühen, und dann ärgere ich mich, daß ich ihre wiederholte Bitte vergaß. Der Ärger hält nicht lange an, weil meine Eitelkeit stärker ist.

Im Badezimmer habe ich die tückische Angewohnheit, den Teppich mit Zahncreme vollzuleckern, weil ich beim Draufgeben der Creme auf die Zahnbürste schlecht ziele.

Bedenke ich es recht, so ist es schon meinerseits eine Ungeheuerlichkeit, einen Tagesablauf in Worte und Sätze einzufangen. Nur ein Stückwerk, höchstens zehn Prozent vom Ganzen läßt sich beschreiben. So wird jede Beschreibung höchst fragwürdig, die eigene Person ist es ja schon lange – auf dem Hintergrund, daß jeder andere auch voll berechtigt wäre, ein Tagebuch zu schreiben. Mit hunderttausend ähnlichen Kümmernissen und Sorgen. An der Erkenntnis darf es nicht mangeln, nur löst sie den Knoten nicht, verringert keine der Schwierigkeiten, bringt keinen Hauch von Wärme in die Kälte.

Es heißt zu leben, es gilt zu leben, täglich. Und immer kürzer

werden meine Phasen, in denen ich das Wissen durchhalte, daß es ein absurdes Leben ist. Bis jetzt kenne ich – leider – auch keinen Menschen, der bereit ist, mit mir dieses Wissen für länger durchzuhalten. Wenn überhaupt, dann muß man es alleine tun. Und wie wird man so stark? Die große Linie kenne ich, nur mit den vielen kleinen Kümmernissen, schlechthin, mit dem Alltag habe ich eben nicht gerechnet.

Was ist der Alltag? Überspitzt sind das immer noch und immer wieder die Menschen, die, selbst wenn gut gewollt, erst die Behinderung sehen, und erst nach dem fünften Hinsehen mich. Alle Menschen. Es ist witzlos und unehrlich, da Ausnahmen machen zu wollen. Wer von mir redet, redet vom Spastiker.

Für ebenso sinnlos halte ich es inzwischen, sich dagegen aufzulehnen. Was bleibt, ist der leicht sarkastische Trost, daß andere Menschen auch ihre Stempel haben (nur bin ich nicht bereit, sie dessenthalben, formell höflich zu bedauern). In meinem Postboten, der mir übrigens auch gerne aus dem Weg geht, sehe ich auch nur, daß er Postbote ist. Von ihm selbst weiß ich nichts, so ist unser Alltag. Was soll man da für den schwerbehinderten Spastiker Besseres hoffen, der schon morgens beim Ankleiden die ersten Schwierigkeiten hat? Ich stelle diese Frage zur freien Diskussion, sofern sie bar jeder Sentimentalität und Spekulation geführt wird.

In der Wohnung ist es still, noch zwei Stunden bis zum Mittagessen. Wellensittich Hansi, der seine eigene Sprache spricht, quackert im Bauer vor sich hin, betrachtet sich im runden Spiegel, der an der Kette hängt. Ich möchte schon gerne wissen, was er zu erzählen hat; in der meisten Zeit sitzt er erzählend auf der Leiter. Bei Bachmusik wird er aggressiv. Ein seltsamer Vogel, aber ich mag ihn. Er bedauert niemanden, nicht mal verstümmelte Kinder aus Vietnam, die wir im Fernsehen sehen. Wir schauen auch zusammen Fernsehen, mein Wellensittich und ich.

Überhaupt wurde mir klar, daß dieser Vogel so ziemlich alles weiß, was ich in dieser Wohnung tue und lasse; von der Sicht betrachtet, begrüße ich es wirklich, daß mein Wellensittich nicht richtig sprechen kann. Was käme da alles zutage, kaum auszu-denken. Oder ist dieses Sichausdenken nicht auch befreiend?

Und hat nicht jeder von uns den Wunsch nach einem »Wellensittich«, der alles weiß, und über alles schweigt? Auch diesen Punkt stelle ich zur freien Diskussion. —

Ich soll ein Tagebuch eines Behinderten schreiben — aber es ist nicht viel zu schreiben! Nichts ist endgültig zu schreiben, alles zu relativieren.

Soll ich schreiben, daß ich einsam bin unter allen integeren, netten Menschen? Andere sind es auch. Sagen, daß ich leide unter dem Nicht-wissen-wohin-man-Gehört, ganz einfach, ohne große Erklärung? Andere wissen es auch nicht. Ihr Pseudotrost ist die Arbeit, ein Hobby, »das Leben an sich«. So sagt man es doch — aber ich muß drum bitten, ich weiß nicht, was das ist, das Leben an sich.

Von den großen Freuden, wenn sie sehr intensiv sind, glaube ich nicht, daß sie dem Behinderten je zuteil werden. Den Wunsch danach habe ich verdrängt; vielleicht verdränge ich auch den Wunsch zu wissen, wohin ich gehöre.

(Das ist nicht als abstrakte Fragestellung zu verstehen.)

Dann werde ich seelisch tot sein; vielleicht ist das besser. Vielleicht sollte ich aufhören, Behinderte, die sich seelisch abgekapselt haben, zu bedauern oder zu attackieren. Ohne meine Handlungsweise durch eine bessere ersetzen zu können, hätte ich sie lieber rückgängig gemacht. Nichts sagen ist besser als Falsches sagen.

Wer bin ich? Eine schwer spastisch gelähmte Frau, ein Behindert, das heißt eingengerter Mensch. Was tue ich — was kann ich tun? Ich schreibe über Dinge, von denen man früher schwieg, vielleicht zu Recht schwieg.

Ich kann es nicht sagen, ich bin vorsichtig geworden in meiner Meinung. Der Mensch braucht Harmonisches im Leben, und sei es die Bilderbuchharmonie, die Leuchtreklame. Ich weiß aber kaum etwas Disharmonischeres, Störenderes und Hemmenderes als den behinderten Menschen. Das sind die beiden Gegenpole.

Wer sich besten Herzens mit dem Behinderten einläßt, muß ständig von ihm ausruhen, hat das Gefühl, aufgefressen zu werden, von dem Gefordertsein, der Hilflosigkeit, der Enge. Und

das, obwohl kaum ein Mensch soviel im allgemeinen von Demut und Dankbarkeit weiß wie der behinderte Mensch. Besser wissen tut er es nicht, er praktiziert es unwissend, und deshalb so einwandfrei. Wüßte er um sein Schicksal, er würde rebellieren und damit zu sich selbst finden.

Integrieren kann ihn von außen her niemand, er muß es selbst tun. In dem Maße aber, in dem er das tut, wird ihm bewußt, wie wenig er zu irgendwas und zu irgend jemand gehört. Das ist der Preis seiner Integration. Der Hinweis, daß niemand im Grunde zu jemandem gehört, mag berechtigt sein, doch was nutzt das?

Mein Problem ist es, daß ich mich nicht abfinden kann mit meiner spezifischen Situation, und es auch nicht will. Mit den Tatsachen, daß ich zum Tippen auf der Schreibmaschine ein Holzstiftchen brauche, und zum Mittagessen eine Serviette. Abfinden damit, daß ich bei schönem Wetter nicht alleine spazieren gehen kann, weil meine Gleichgewichtsstörungen zu groß sind, und ich mich ja nicht unterstehen darf, meine Zuehfrau zu beschimpfen, denn sonst kommt sie nicht mehr. So gibt es für alles Erklärungen, schaut man dahinter, dann auch noch verzweigte Zusammenhänge.

Unter den Allgemeinplätzen sagt es sich so leicht, so schnell: mein Leben leben, zu mir selbst finden usw. Ich weiß nicht, wie man das macht, bei allem was mir nahe ist, ich weiß es nicht. Ich will es auch nicht wissen.

Freunde, das Wort spricht sich so schnell aus. Denke ich nicht länger, intensiver über das Wort nach, dann habe ich natürlich Freunde. Mit weniger Nachdenken geht das alles und mit der Distanz. Freunde leben immer in der Distanz, weil es notwendig ist. Ich begreife es und leide darunter mehr als jene, die Zerstreung finden. Daraus entwickelt sich meine Individualität, hinter der alle Worte, und somit die Freunde, zurückbleiben.

Es gibt für mich die zwei Polarisierungen von Freundschaft. Einmal, wenn ich in jener Stimmung bin, »meine Leute« umarmen zu wollen. Die Bekannte im nächsten Stadtteil, die kommt geschäftig aufräumen, fröhlich plaudernd Melancholie versteckt. Der ältere Freund, Familienvater, zurückhaltend vornehm-resigniert; er weiß um sehr viel Leid bei sich und anderen. Seine

Fröhlichkeit bewundere ich, aber sie stößt mich auch ab – (ich will es nicht zulassen, die Fröhlichkeit im Leide).

Freunde. Mein Arzt zählt zu meinen Freunden, zu jenen, die verstehen würden, wenn ich spräche – doch ich spreche nicht. Ich schimpfe, feilsche, wüte mit meinem Arzt, weil er wenig tun kann und sehr viel hofft, unbegründet hofft. Aber es ist Rhetorik, die ich mit meinen Freunden betreibe; wir reden um des Redens willen, die Umgangsformen herrschen vor. Meine Freunde müßten viel umdenken, Ausdauer entwickeln, wenn ich wirklich zu sprechen anfinge. Und ich selbst müßte mir erst einen neuen Wortschatz zulegen. So aber wird nichts daraus werden, wir bleiben in den Grenzen, die Freunde und ich. –

Die Banalität des Lebens und der Beziehungen annehmen, das eben riet mir jetzt ein Bekannter – ich nenne ihn extra nicht Freund, weil wir beide feststellten, daß wir nicht wissen, was das ist.

(Ein bißchen hoffe ich, daß in diesen Erkenntnissen, in dieser schmerzlichsten aller Hoffnungslosigkeiten die Möglichkeit zu den neuen Anfängen steckt. Nichts wird geschehen, was wir nicht selbst tun, das ist der Grundsatz.

Und trotz vieler Niederlagen, trotz zerschlagener Hoffnungen, bleibt in mir der Wunsch, weiterzugehen, gemachte Erfahrungen zu wiederholen. Die ganz einfachen Dinge. Mit den Leuten, die um mich sind, die ich kenne, manchmal erkenne, was nicht immer positiv ist, mit einem Glas Wein anzustoßen, eine Kerze anzubrennen, den Zeiten des Regens und der Sonne zuzusehen. Das Negative auszuhalten, nicht aus Pflicht, eher als Möglichkeit. Die Möglichkeit, sich Korrekturen vorzubehalten.)

Zum Tagebuch zurück. – Wie lebe ich so den Tag, wenn weder Besuch noch Depression mich von dem »Eigentlichen«, das mein Leben ist – oder sein könnte – abhält?

Wenn ich nachdenke, muß ich sagen, daß diese Tage selten sind; mein Alltag braucht, erfordert quasi Besuch. Viele Hände, die zupacken, helfen, ordnen, geben. Ohne diese Hände bin ich hilflos, schmutzig, hungrig, verkommen.

Meine nächsten Angehörigen prophezeiten mir früher oft, daß ich verkommen werde ohne sie. Der Ausdruck tat weh, tief in der

Seele schlägt er Wunden, nimmt ein Stück Menschenwürde, gleichgültig unter welcher Ideologie vom Leben der Behinderte steht. Aber er trifft zu; ohne die unzähligen Hände, die um mich sind, die in ihrer Sprache sagen, was sich allen Worten entzieht, würde ich verkommen, wäre ich es wahrscheinlich schon längst.

Unter diesen Vorbedingungen ist das Bei-sich-selbst-Sein für mich nur erschwert möglich, weil mir die Fähigkeit fehlt, diese Gegebenheiten: mein Ich, mein Tun (zu dem mir das durchweg positive Verhältnis fehlt) und dieses ständige Angewiesensein auf andere, streng voneinander zu trennen.

Ich müßte es können, es sollte eine Therapie geben, wo man das lernt. Sozialpädagogen wären doch dafür die geeigneten Therapeuten? Sie könnten es ansatzweise lehren, damit ich mit den Nichtbehinderten eine Verständigungsebene erreiche.

Allgemein unterscheidet sich der Behinderte dadurch, daß es ihm nicht gelingt, auf diesen Weg, der, rational betrachtet, nicht viel Verlockendes hat, zu kommen. Eine absurde Situation, und dann wohl am verrücktesten, wenn der Rat erfolgt, nachdem das brennende Leid gesagt, anvertraut ist, fügsam zu sein: fügsam und duldend. Dann wird man müde als Behinderter, und einige meinesgleichen sterben dann ab, ohne daß es jemand recht zur Kenntnis nimmt.

Soweit zur Situationsbeschreibung, die, wie ich ahne, auch nicht zur Kenntnis genommen werden wird, höchstens unter dem Aspekt: Informationsnachschub. An meinen guten, seltenen Alltagen denke ich nicht daran.

An diesen guten Alltagen denke ich an wenig Negatives, was heißen soll: nicht an meine Behinderung, die Möglichkeit äußerer Verkommenheit; nicht an die Begrenztheit menschlicher Beziehungen, nicht an die Lethargie der Konsumentenleser (zu denen ich mich zählen muß).

Ich denke nicht an meine traurige Finanzlage und nicht daran, wie unsicher allein schon die äußeren Bedingungen meines Alltages sind. Ich bin an diesen Tagen (die sehr selten sind) eine *glückliche*, scheuklappentragende Schreibende. Auf diesem Hintergrund entstanden bislang meine Arbeiten; man muß sich das

vergegenwärtigen, ganz nüchtern, ich schreibe schlechtweg eben nicht als Behinderte an diesen Tagen, wenn man die manuellen Vorbedingungen erst mal außer acht läßt.

Ich schreibe in den Ausklammerungen, mit nichts im Rücken als mit meinen selbstgezimmernten Vorstellungen von den Dingen, die anders sein könnten, wenn sie nicht so wären, wie sie sind.

Man muß ehrlich zu sich und anderen sein können, oder halt schweigen. Das verstehe ich unter einem glücklichen Alltag. Wie selten ist er. Um selbst geschützt zu sein, reden wir ständig Blabla, lügen einander in die Tasche, glauben selbst daran, manchmal. Oder wir schweigen, aus Liebe, aus Haß, aus beidem. Aus Müdigkeit.

Ich z. B. glaube manchmal aus Müdigkeit an die bessere Welt, an den Fortschritt, an die Integration der Behinderten. Bin ich integriert in meinem Alltag? Es wird mir nachgesagt, und ich fasse das als Unterstellung auf. Freunde wollen mich damit aufmuntern, wenn ich traurig bin, und das bin ich oft.

Ich gehe stampfend zum Wohnzimmer-Büfett, zerre am Schlüssel und kriege das Schloß auf. Altes Hutschenreuther Porzellan, Hinterlassenschaft meiner Eltern, Zwiebelmuster. Ich blicke finster auf die blaubemalten Teller.

Was, so frage ich mich manchmal, könnte grotesker sein als ein zitternder, zappelnder, seiner Bewegung nicht Herr werdender athetotischer Spastiker vor diesem Porzellan? In der Frage steckt ein wenig Verzweiflung, gemischt mit Ironie, aber ohne Bitterkeit. Vor letzterer muß sich der Behinderte schützen wie vor einer ansteckenden Krankheit. Für beides ist er anfällig.

Besuch bekomme ich heute. Lieben Besuch sagt man. Welch ein Wortspiel, alles Redereien ohne konkreten Hintergrund. Wer bekommt schon bösen Besuch zu Kaffee und Biskuit? Das würde mich interessieren, mehr als die neuesten Nachrichten über gelungene Herztransplantationen. (Ich möchte kein künstliches Weiterleben; es sind schon so künstliche Dinge genug vorgegeben.)

Also lieben Besuch – doch, verdammt, wie kriege ich die Tasse aus dem Schrank? Ich nehme ja doch wieder den bunten Be-

cher, an dem ein Eckchen fehlt. Mit einem dicken Strohhalm (mit dem Wein zu süffeln gefährlich werden kann) sabbel ich meinen Kaffee.

Ich muß diese Verben extra benutzen, auch wenn sie geballt aufeinander etwas abstoßend wirken; es hat keinen Zweck, wenn man es zaghaft umschreibt. Das Neben- und Miteinander mit schwer spastisch Gelähmten bringt Abstoßendes mit sich.

Es geht um Ehrlichkeit, um Wahrhaftigkeit, alles andere taugt für den Behinderten nicht. Es geht um die Hand, die hält und stützt – und jetzt den verflixten Kaffeetisch deckt –; um das Wort, das tröstet, den Blick, der versteht.

Ob ein anderer versteht, wie es ist, wenn man nicht in der Lage ist, den Kaffeetisch für seinen lieben Besuch zu decken? Ich bezweifle es. In dem Nichtkönnen liegt schon ein Stück Verkommenheit, Not, fehlende Lebensmöglichkeit. Man muß die Freiheit, die verzweifelte Tapferkeit haben, zu sagen, daß es so ist.

Besuchertische zu decken ist natürlich nicht das »Wesentlichste« dieser Welt. Aber was ist schon »das« Wesentlichste? Der Mensch? Das Leben? Die Sinnfrage? Das Letztgültige? Das kommt davon, wenn man zuviel Theologensprache hört, da wird man ruhiger und praxisfremder.

Anderthalb Stunden bis zum Mittagessen und dann gleich Besuch; ganz dabei sein bei einem Menschen, den man alle zwei Monate einmal sieht. Konversation und ehrliche Freude, und dann doch nur gewählte, distanzierte Worte. Was läßt sich schon sagen, mit lumpigen, ausgelaugten, sinnentleerten, abgegriffenen Worten? Später dann Abendbrotessen in der kleinen schmutzigen Küche. Fernsehkrimi.

›Es geht um Wahrhaftigkeit‹, habe ich geschrieben. Aber, du liebe Zeit, ist denn das, was ich schrieb, wahrhaftig? Bin ich wahrhaftig? Und welche Kriterien setze ich mir? Das sind die Tücken und dann auch wieder die unvorstellbaren Möglichkeiten des Wortes. Darauf kommt es an; wie wir die Worte benutzen.

Worte können mich begeistern, bestimmte Worte zu bestimmten Zeiten, ohne Pathos, unvermutet.

Ich lebe sehr schwer ohne Ansprache; als erste wußte das meine

Mutter – wenn sie mich richtig bestrafen wollte, sprach sie nicht mit mir.

Wörter und die Ansprache, die Umgangssprache haben mehrfache Verbindungen, ich grenze die einzelnen Gebiete nicht ein – und erst dort, wo die Grenzen fließend werden, wird das Leben lebendig. Jedenfalls für mich. Wörter beinhalten oft Lügen, was mich nicht schreckt, wenn ich mir der Lügen bewußt bin. Erst in diesem Bewußtsein schaue ich auf den Boden der Wahrhaftigkeit. Es sind seltene Stunden, gut, wenn ich dieses Bewußtsein beim Schreiben immer, oder sagen wir doch öfter, hätte. Das wäre Wahrhaftigkeit. –

Nach dem Mittagessen beginnt die zweite Hälfte meines Tages. Ich mag sie meist lieber als den Vormittag, der nur Unangenehmes oder gar nichts bringt. Unangenehmes kommt mit der Post, es sind Rechnungen, Mahnungen, einfältige Kritiken. Sie können mir den Tag versauen, mich an der Stelle treffen, an der ich verletzlich bin.

Leute, die beim Durchlesen ihrer morgendlichen Zahlungsmahnungen oder beim Lesen der Briefe geschwätziger Freundinnen gute Laune bekommen, mag ich nicht. Zwar muß ich ihren Lebensstil – der für mich Ungeheuerlichkeiten beinhaltet – bewundern, aber ich mag sie nicht.

Wenn es mir nach gehen könnte, möchte ich das kleine Leben, mit Sicherheit, Verlässlichkeit, Humor und Ruhe. Wahrscheinlich geht es manchen Leuten ähnlich, ich könnte es mir wenigstens vorstellen.

Daß ich speziell kein großes Interesse am Welten-Stürmen und Bäume-Ausreißen habe, liegt zum Teil an meiner Behinderung, ich glaube zum wesentlichen Teil. Meine Erfahrung zeigt mir, daß selbst zu jenen Bäumen, die notwendig ausgerissen werden müßten, mir einfach die reichliche Puste fehlt. Das ist noch kein unbedingter Grund zur Traurigkeit, aber er verfälscht wichtige Maßstäbe. Wenn der Vormittag ruhig war und ich für den Rest des Tages nichts Wichtiges vorhabe, freue ich mich auf den Nachmittag und Abend.

Insofern stimmt es schon, daß auch mein Leben Seiten hat, um die mich viele Leute beneiden; trotz der mehrfachen Abhängigkeit bin ich in der Grundsubstanz meines Lebens mein eigener Herr. Unabhängig vom Berufsstreß und dem Angebundensein in der Familie.

Eine waghalsige Sache: diesen beiden völlig verschiedenen Menschentypen, dem integrierten Staatsbürger und dem behinderten Outsider, ihre ›Qualität des Lebens‹ einander aufzurechnen.

Ich tue es nicht gern, nur unter dem Aspekt, daß dieser Entwurf in die späteren, noch zu führenden Diskussionen mit eingefügt wird. Vom Wissen des Behinderten um sein Schicksal ist dieser Aspekt unlegitim und müßte verboten werden. Aber soweit sind wir noch lange nicht; das Arrangement und der faule Kompromiß herrschen vor. Jedenfalls noch.

Meinen Tagesablauf zu beschreiben ist schwer, zu schwer, wie ich feststellen konnte. Auch das habe ich mir anfangs leichter vorgestellt. Natürlich gleicht ein Tag dem anderen, die Variationsmöglichkeiten des Behindertenlebens auch im Alltag sind mehrfach begrenzt.

Manchmal ist mir das glasklar, ohne jegliche Ressentiments auf die Umwelt. Dann bin ich ganz bei mir selbst, sagen diejenigen, von denen ich meine, sie stehen mir nahe. Man meint eben oft so vieles – man lebt meist von Meinungen. Ob sie immer die ganze Wahrhaftigkeit umfassen, bleibt die offene Frage...

Die Variationsmöglichkeiten des Behinderten sind begrenzt, meine Möglichkeiten sind begrenzt. Wer kann diese Klarheit schon immer vor Augen haben, kann sie aushalten?

Es steht jedenfalls fest, daß ich es oft nicht genug kann, und auch kein Bedürfnis habe, diese Stufe der Tugend zu lernen. (Es erscheint mir zeitweilig unglaublich, daß das Einfügen in die Begrenzung als Tugend zu sehen sei. Ich würde vom Gefühl her diese Anschauung eher als Stumpfsinn betrachten.) So kommt man am schnellsten zu Spannung.

In dieser Zerreißprobe zwischen Verstehen und Empfinden be-

stehe und ertrage ich meinen Alltag; und manchmal zerreißt's mich dann. Das steht außer Frage.

Was könnte noch gefragt, gesagt werden? Ob ich mir bessere Lebensbedingungen für meinen Alltag denken könnte? Natürlich kann ich das, theoretisch kann ich alles, und an Phantasie mangelte es mir noch nie.

Ob ich, wenn man mir alle häuslichen Widrigkeiten ersparen würde und es hundertprozentig sicher sei, daß ich 365 Tage im Jahr zu den festgesetzten Zeiten mein Essen hätte, ich mich um Miete, Lichtrechnung, Futter für Hansi und Essen für mich nicht zu sorgen brauchte; ob ich dann mein Alltagsleben gegen ein Leben im Heim eintauschen würde?

Von den Augenblicken, den Stimmungen, nachdem mir die Zuehfrau morgens um acht Uhr telefonisch mitteilt, daß sie krank sei und die nächsten Tage nicht kommt; von dem schalen Geschmack in meinem Mund beim Anblick meiner unaufgeräumten Wohnung und zweier offener Rechnungen – von diesen in konstanter Regelmäßigkeit wiederkehrenden Widrigkeiten abgesehen, weiß ich, daß ich nicht ins Heim will, wo mich ein Bett, ein Kleiderspind, ein Nachtschränkchen und sehr viel Leid erwartet.

Lohnt sich meine Auflehnung, mein Alleingang? Vor sechs Jahren noch bejahte ich die Frage temperamentvoll. Heute ärgert mich die Frage, ich halte es für unzulässig, nach Dingen zu fragen, für die es keine Alternativen gibt. Auch auf die Frage, ob unser aller Leben, mit welcher Behinderung auch immer, sinnvoll sei, hört man nur Geschwätz. Unsere Maßstäbe für das »Sinnvolle« sind verschieden, zeitweilig fallen sie auch ganz aus. Was also?

Am Abend lasse ich in der Eineinhalbzimmer-Wohnung die Rolläden herunter, lese noch zwei Kapitel aus einem guten Buch.

Mit der Sprachmelodie des Gelesenen im Ohr schreibe ich mit Bleistift den Plan jener Dinge, die am nächsten Tag erledigt werden müssen. Im engen Schlafzimmer steige ich mühsam aus den Kleidern, versuche sie ordentlich auf den Stuhl zu hängen. Im Badezimmer erledige ich in zwanzig Minuten die Abend-

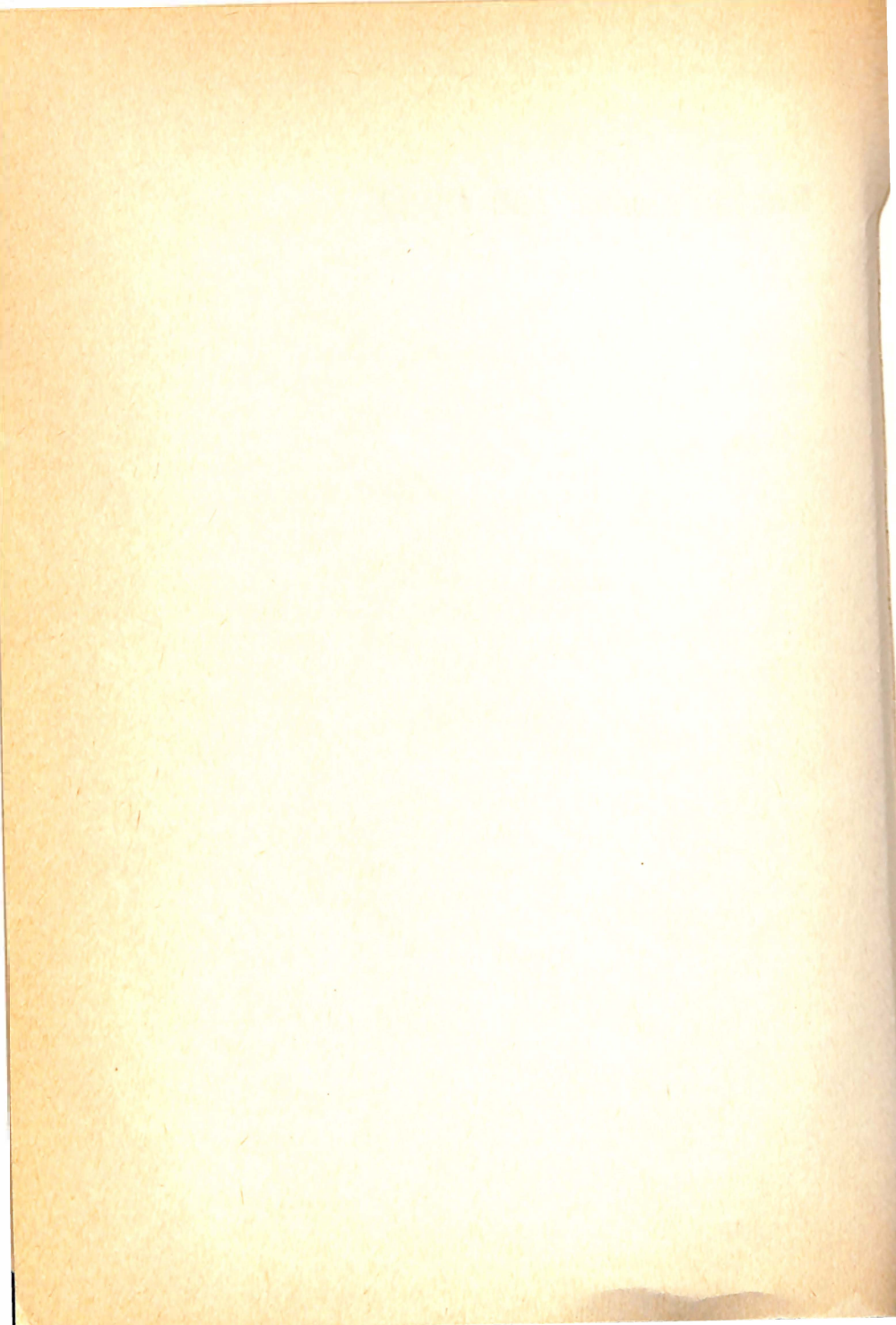
toilette, in der Küche am Kühlschrank trinke ich noch einen Schluck Orangensaft.

Meist ohne Nachtgebet, manchmal aber mit einem guten beruhigenden Gedanken lege ich mich schlafen.

So ist mein Alltag.



Kanten müssen sein (1983)



... Schreiben gegen die Kälte...

Christa Wolf

Abenddämmerung in der neuerbauten Behindertenwohnanlage. Ein zu langes Wort für jene Einrichtung, die für nur neunzehn Behinderte von achthunderttausend dieses Landes, die im Rollstuhl sitzen, eine Wohnung ist. Eine von diesen neunzehn bin ich.

Behindertenwohnanlage in meiner Stadt, eine der drei, die inzwischen existieren; umstritten, hart umkämpft, mit teurem Geld der öffentlichen Hand erbaut, vor drei Wochen bezogen. Ich schaue von meinem Schreibtisch in die blühenden Bäume des Parks. Kühle Abenddämmerung, die in ihrer Frühlingsstimmung Friedlichkeit vermittelt. Ich weiß aber, daß ich mich davon nicht zu sehr werde beeinflussen lassen, daß es mir nach wie vor darum geht, den Widerspruch lebendig zu halten. Einerseits das Einüben ins Schicksal, das Bejahen, das Akzeptieren des begrenzt körperlichen Aktionsrahmens und andererseits den dazu passenden und allein von der Nicht-so-behinderten-Welt zgedachten Spielrahmen nicht anzuerkennen. Mitspielen ohne jegliche Begrenzung war von jeher mein Anliegen. Erneut erkenne ich in dieser Abenddämmerung den Widerspruch, der – falls überhaupt erwünscht – billig und platt von mir nicht gelöst wird. Dieses mühsam buchstabierte Ja zur Behinderung, hinter dem die Warum-Frage für mich nie verstummte, und das Wissen, daß ich mir jetzt seit sechzehn Jahren meinen Weg durch die Maßstäbe der nichtbehinderten Welt selbst suche. In gewisser Weise herrscht ein Patt. Manche nichtbehinderten Spiele durfte ich – sie nennen es »Können« – nicht mitspielen. Dafür fügte ich mich, und sei es mit letzter Energie, nicht immer nach den mir zgedachten Spielregeln. Sieg nach Punkten? Ein Ausgleich wäre mir lieber; ein Bejahen meiner selbst, in dem Augenblick, wo mich die

größten Zweifel plagen. Eine hohe Erwartung, die selten in Erfüllung geht.

Mein Aufbruch war auch der Aufbruch der Frankfurter Jugend, Ende der sechziger Jahre. Aus vollem Herzen und mit der Illusion, jetzt alles machen zu können, weil das strenge Diktat der Mutter fehlte, war ich dabei. Integration hieß das Schlagwort der Behinderten. Und wie ich da mithielt, schrieb, agitierte, schimpfte, auf Gerechte und Ungerechte, auf Feinde und, wenn's nicht differenziert zuing, eben auch mal auf Freunde. Es ging ja nicht nur um die große Sache, daß die Leute die Behinderten endlich anerkennen und lieben lernen sollten (was bis zum heutigen Tag eine unerfüllte Erwartung blieb), sondern auch darum, daß dieser Prozeß wichtig für mich selber war. Daß das bis dahin beschützt-hilflose Kind seinen Weg suchte, zwischen den Meinungen und Strömungen hindurch, die mich hin und her zogen. Ich ließ mich ziehen, neugierig, abenteuermutig, auf der Suche nach den neuen Ufern einer besseren Welt, in der meine Umwelt zu keiner Zeit Klagen und Tränen über Behinderung vergeudet. Und, wenn das ein zu unrealistisches Ziel war, wenigstens nicht über *meine* Behinderung. Wütend wehrte ich mich gegen jegliche Dramatisierung meiner Behinderung.

Der Ablösungsprozeß von der Mutter mußte vollzogen werden. Der schriftliche Bericht meiner Kindheitserinnerung, den ich schon während meines Klinikaufenthaltes begann, half mir dabei. Ich gewann laufend an Selbstwertgefühl und ahnte, daß ich, trotz aller Begrenzungen, unendlich mehr Möglichkeiten zur Selbstentfaltung hatte, als meine Mutter mir jemals zugebilligt hatte oder für möglich gehalten hatte.

Ich hatte jetzt eine Wohnung, und *ich* entschied, wie der Tag ablaufen sollte. *Ich* teilte mein Geld ein, das ich vom Sozialamt bekam, und ich entschied das Tempo der Lernziele, die ich in der Realschule gesteckt bekam. Vor diesem Hintergrund betrachtet war ich weitgehend »meine eigene Frau«, die jung und unabhängig ihr Leben selbst gestaltete. Nur selten kam so etwas wie Schuldgefühl auf, weil ich meine Mutter nicht so vermisse, wie alle Welt dachte. Und noch seltener ließ ich die Angst zu,

ob ich in Eigenverantwortung über Jahre hin meine Behinderung bewältigen konnte.

Mit viel trotziger Hoffnung lebte ich auf die Umkehrung der bis dahin gültigen Maßstäbe hin. Eine gute, sinnvolle Zeit, die für mich sehr wichtig war. Schnell gewann ich Bekannte und Freunde und erlebte an Neuem in einem Monat soviel wie früher in einem Jahr.

Ein Zuckerschlecken war und ist das selbständige Leben nicht. Aber auch im mütterlichen Schutz habe ich kämpfen müssen. In keiner Lebensphase blieben Depressionen und qualvolle Einsamkeitsphasen völlig aus; das sage ich nicht, um nach Mitleidsgefühlen zu heischen, sondern weil mir bewußt wurde, daß die Lebensfreude meiner Mutter, die ich angeblich als Erbgut mitbekommen habe, doch nicht so durchschlug. Ich finde eben nicht, wie ich es allerorts und auch im mütterlichen Haushalt oft hörte, daß dieses Leben an sich lebenswert ist. Enthusiastische Aussagen sind mir, je öfter ich sie höre, immer mehr zuwider. Die Erfahrungen dieser Jahre, alleine und in der Behinderung zeigen mir, daß ich im Durchschnitt für eine frohe Stunde mit drei kargen zahlte. Bis auf eine Extremsituation zahlte ich diesen Preis ganz bewußt und ohne lange Jammerei. Für meine gesamte Lebenssituation halte ich dies für wesentlich. Ich war und bin bereit durchzuhalten und zahle dafür, wenn sich der Einsatz lohnt, Höchstpreise.

Ganz konkret hatte das Auswirkungen in meinem Alltagsleben, wenn plötzlich die haushälterische und pflegerische Betreuung ausblieb; wenn morgens die Rolläden der Wohnung nicht hochgezogen wurden, das Frühstück nicht zubereitet, ein Mittagessen nicht auf dem Tisch stand und ich mit wackligen unbeschuhten Füßen versuchen mußte, einen Halt zu finden. Im Zeitraum von fünfzehn Jahren kamen diese Ausnahmesituationen nicht allzu häufig vor. Ich bin stolz darauf, auch in den ganz schwierigen Alltagssituationen nie aufgegeben zu haben. Zu jeder Zeit war mein oberstes Gebot durchzuhalten, weiterzumachen, der Behinderung zwar den Stellenwert zu lassen, der ihr zukommt, also mich z. B. in das Rollstuhlfahrerleben zu fügen, aber darüber hinaus mir meine Handlungsmöglichkeiten nicht schmälern zu lassen. Ich glaube, daß das mehr ist als eine reine Trotzhaltung; ich

versuche, bewußt zu leben und meinem Leben manches Gute abzugewinnen; allerdings mit der ständig reflektierenden Distanz und niemals mit dem Wunsch, zu leben um jeden Preis und unter jeder Bedingung. Nach den ersten zehn Jahren meines selbständigen Lebens – um diese Begebenheit gleich vorwegzunehmen – wollte ich sterben.

Diese Erfahrung, so denke ich jetzt im Rückblick, war sehr wichtig für mich. Um mein Leben, diese Existenz in der grundlegend einengenden Behinderung neu und in der Zuversicht auf weitere – diesseitige! – Zukunftsperspektiven zu bejahen, mußte ich es total in Frage stellen. Ein harter Weg, der mit viel Sprachlosigkeit verbunden war; deshalb weil es sich schwer formulieren ließ, was da infolge meiner seelischen Grundstimmung im Kopf ablief. Alle bis dahin wohl gehüteten Hoffnungen, wohl auch jene kardinale Erwartung, daß wenigstens *ein* Mensch aus dem weiten Spektrum der »nichtbehinderten Welt« den Behinderten voll und ganz bejahen könne, zerplatzte in meinem Vorstellungsgewüst und ich stand vor lauter Trümmern. Unerwartet und nicht wissend, wie ich damit umgehen sollte. Sprachlos wurde diese Zeit auch deshalb, weil ich mich mit den wenigen, mir verfügbaren Worten nicht verständlich machen konnte. Ich sah nur diese hilflose Angst der anderen, als ich die eigene Schwäche, die Ohnmacht und das Gefühl totaler Verlassenheit zugab. Platitüden wurden mir vorgesetzt: Stärke zu zeigen, selbst wenn sie nicht vorhanden war, oder es kamen Bekundungen des Mitleids, die, selbst wenn echt empfunden, mir nicht weiterhalfen.

Damit jetzt keine Mißverständnisse entstehen, auch in dieser Zeit hatte ich Freunde, ganz besonders eine Freundin, die gerade dadurch, daß sie schwieg, da war und mir die wesentliche Hilfe zum Durchhalten gab. Eine schwierige Zeit, in der es mir um nichts weniger als um die Frage ging, leben oder sterben, in den **Bedingungen** meiner Existenz. Weiser und reifer ging ich aus **dieser** Krise wohl nicht hervor, die mich wahrscheinlich zu jeder **weiteren** Zeit wieder treffen kann. Es war wohl nicht anders zu **erwarten**, daß die Kindheitsstabilität die letzthin gültigen **Impulse** wiedergab, diese **Trotzkopfhaltung**, die bestimmte Gedankengänge **niederhält**, gab den Ausschlag, daß es weiterging.

Wohnen im Häusermeer

Mein erstes, lange und zäh umkämpftes Zuhause im Jahr 1970 hatte 38 qm. Das war sehr eng, zumal ich vom mütterlichen Haushalt viel Platz gewohnt war. Doch nicht einmal jammern konnte ich darüber, denn die andere Alternative wäre der Heimaufenthalt gewesen. Und das wollte ich nicht. Also arrangierte ich mich mit der Enge eines Badezimmers, in dem ich mich mit meiner Behinderung nur mühsam bewegen konnte, und mit einer Küche, der jegliche Wohnlichkeit fehlte. Die zwei kleinen Zimmer waren mir, besonders in der Anfangszeit, mehr Gefängnis als Wohnung. Aber ich sagte nichts darüber, aus Angst, man könnte mir die gerade gewonnene Freiheit streitig machen. Ein großes Stück Selbstverleugnung steckte darin und läßt mich bis zum heutigen Tag nie genau sagen, ob ich mich unter den jeweils gegebenen Umständen wirklich wohl fühle. So schwer es mir wird, dies sagen zu müssen, ich glaube, wenn ein Behinderter alleine leben will – unter den gegenwärtigen, von den Nichtbehinderten geprägten Bedingungen –, dies nur mit einer großen Portion Selbstverleugnung geht. Ich sage das heute, fast fünfzehn Jahre später. Damals, als diese neue Zeit anbrach, habe ich davon nichts wissen wollen.

Ängstlich und wagemutig lebte ich von einem Tag auf den anderen. Die Realisierung meiner Träume verschob ich auf einen späteren Zeitpunkt.

Ich sagte damals zwar, daß ich froh sei, Entscheidungen jetzt alleine treffen zu können, jedoch verhielt ich mich eigentlich so, wie meine Mutter es von mir erwartet hatte. Ich lebte so, als sei sie noch da. Unbewußt tat ich das, und wenn ich ehrlich bin, tue ich es, wenn auch in veränderter Form, bis auf den heutigen Tag. Mein Alltag veränderte sich deshalb auch nur in ganz kleinen Schritten, denn ich hielt fest an den kleinen – zum Teil unsinnigen – Gewohnheiten, die ich von früher her kannte. Besser als damals weiß ich heute, daß ich mir damit nicht in allen Fällen einen Gefallen tat; daß es bei mancher Entscheidung besser gewesen wäre, schmerzhafteste Lösungsprozesse zu vollziehen. Jedoch, ich wollte nicht – wollte überflüssig gewordenes Mobiliar

nicht verkaufen und, nur mit Mühe kann ich's formulieren, wollte ich nicht akzeptieren, daß ich nicht mehr die behütete Antiquitätenhändlerstochter war, sondern die bemitleidete Sozialhilfeempfängerin.

Das Ende von Jugendträumen

In bezug auf mich war meine Mutter sehr ehrgeizig; ihr Kind mußte alles und davon das meiste perfekt können, oder es konnte gar nichts. Durch meine Behinderung konnte ich nur sehr wenig, was nicht immer von ihr gewürdigt wurde. Bis zum heutigen Tag hat diese Spannung Auswirkungen auf mein Verhalten, viele meiner Handlungen und Entscheidungen sind geprägt von diesem nie ganz ausgetragenen Konflikt und deshalb reine Trotzhandlungen. – Doch mit dem Trotz läßt es sich nur schwer leben, er ließ mich härter erscheinen, als ich war, und fügte den unvermeidlichen Einsamkeiten weitere hinzu. Nicht, daß mich das wunderte, ich wußte es im voraus. Ich wollte in keinem Punkt klein begeben, und die Ratschläge, noch kleinere Brötchen zu backen, gar annehmen. Das ganz einfache Leben war noch nie mein Traum.

Das erste der angestrebten Ziele, die eigene Wohnung, hatte ich inzwischen erreicht (was in der Rückschau vier bis sechs Jahre dauerte), und mir war noch mehr daran gelegen, daß meine Handlungen bejaht wurden, daß man mich in meinem Tun und Lassen mochte.

Aber immer noch Tochter meiner Mutter ließ ich kaum jemand an mich heran. Und wenn, dann erwartete ich die absolute Nähe, was zwangsläufig schiefe gehen mußte. Ich glaube, daß ich schon sehr früh in der Anfangszeit meines Alleinelebens spürte, daß es für mich und meine innere Stabilität schädlich wäre, mit vielen Menschen gleichermaßen Freund oder Liebkind zu sein. So wählte ich aus, zog mich oft zurück oder, wenn das aufgrund der äußerlichen Hilfestellungen, die ich ständig brauchte, nicht ging, in mich zusammen und ließ nur das Nötigste an mich heran. Die Folge davon ist eine Grundstimmung von Einsamkeit, zu der ich

ein realistisches Verhältnis bekommen habe. Ich sperre mich bewußt dagegen, die ruhig-wissende Leidende zu sein. Behinderte, die dies tun, sind mir bekannt. Es ist der reine Selbstbetrug, vorzugeben, daß irgend etwas in dieser Behindertenexistenz besiegt wäre. Solchen Reden habe ich schon immer mit offenem Mund und staunenden Augen zugehört, ohne daß sie mich wirklich hätten überzeugen können. Wenn ich mich bewußt der Tatsache stelle, daß ich für meine Umwelt zunächst nur die Behinderte bin und es einzig von mir abhängt, wie weit ich es schaffe, klarzumachen, daß ich »darüber hinaus« ein Mensch mit einem gerüttelten Maß von Fähigkeiten und Fehlern bin, so setzt das einen ständigen Leidensdruck voraus. Dieser Anstrengung möchte ich nicht das Pathos einer Sinngebung aufpfropfen.

Diese Meinung vertrat ich schon früh und machte mich damit nicht unbedingt beliebt bei Behinderten und Nichtbehinderten, was mir in gewisser Weise bis heute unverständlich blieb. Ich fühle mich zu bodenständig, Schmerz ist bei mir Schmerz, und der Kloß im Hals etwa dann, wenn die Stille meiner Wohnung mir nach einem langen Tag des Alleinseins in den Ohren schrie, das sicherste Anzeichen für Trauer. Das ist das Erkennen eines Tatbestands, und mehr will ich nicht – doch wenigstens das.

Ich glaube, daß ich alle meine Freundschaften, die ich seit dem Ende der sechziger Jahre schloß, allein unter diesen Leitsatz stellte: die Dinge so zu sehen wie sie sind, ohne Schönfärberei, und Menschenunwürdigkeiten, von denen es in der Behindertenwelt eine ganze Menge gibt, zu verändern. Zäh, ausdauernd und hartnäckig am Ball bleiben, mit der Durchsetzung eigener Interessen nicht nachlassen, auch wenn es mühselig bleibt, und Erfolge, selbst jene, die gestern schon hätten verwirklicht werden sollen, in weiter Zukunft liegen. Meine Freunde, so ist mein Eindruck, haben sich mit meiner Einstellung weitgehend einverstanden erklärt und unterstützen mich in meinen Bemühungen.

Damals und heute

Menschen begegnete ich immer – damals wie heute. Damals waren es hauptsächlich Sonderschullehrer, Therapeuten, Ärzte, die ich kennenlernte. Meine Vorstellung von ihnen war sehr hoch, deshalb wurde ich bitter enttäuscht. Ich weiß das jetzt. Heute sind meine Vorstellungen von ihnen wohl zu gering, meine Hoffnungen auf sie nicht größer als auf meinen Schuhmacher. Wenn der Schuh drückt, zeige ich die Stelle, und nur diese. Mehr in gar keinem Fall. Ich weiß heute, wie die Sonderpädagogen »gemacht« werden, sprach mit vielen jungen Mädchen, die dieses Fach studierten, Klausuren schrieben und Seminare besuchten, in denen man »Fälle« erkennen lernt. Akademischer Alltag. Seit ich weiß, daß das gar nicht anders zu machen ist, daß nur so der junge nichtbehinderte Mensch den adäquaten Zugang zu den Behinderten bekommt, um ihm später als verantwortlicher Erzieher Lebenshilfen zu geben, habe ich das innere Frösteln nie mehr ablegen können. Nach den hitzigen Diskussionen der Jahre, die mir durchaus bei dem einen oder anderen Punkt die Einsicht vermittelten, daß in einer hochentwickelten zivilisierten Welt die einfachen Dinge nicht mehr zu haben sind, weiß ich aber, daß dem schwerbehinderten Autor Christy Brown* nichts Besseres passieren konnte, als in der Kinderzeit nie mit einem pädagogisch-therapeutischen »Fachmann – frau« in Berührung gekommen zu sein. Ich weiß, daß das harte Aussagen sind, meine Rechtfertigung geht alleine dahin, daß ich sie nicht aus reiner Boshaftigkeit tue. Menschen, die sich um den Behinderten bemühen, sind mir wichtig, ich bin interessiert an den Lebensmöglichkeiten, die sie den Behinderten vermitteln wollen, aber auch an ihren Beweggründen, die sie zu dieser Arbeit führten. Wie kommt ein Mensch überhaupt dazu, Behindertenarbeit zu »machen«? Was treibt ihn dazu, sich mit dem Problemkreis dieser Minderheit zu beschäftigen? Die Antworten, die ich im Laufe der Zeit zu hören bekam, erschreckten mich, machten mich wütend oder ließen mich in der allerletzten Zeit etwas resignieren. Selbst jetzt, wo meine Sturm-

* Christy Brown »Mein linker Fuß«

und-Drang-Zeit vorbei ist, habe ich oft noch den Wunsch, alle Lehrer, die sich weigern, behinderte Kinder in ihre Regelschulen zuzulassen, dreimal täglich mit der Platzpatrone zu erschrecken. Inzwischen weiß ich, daß Integration von Minderheiten auf diese Weise in unserem alten und sowieso menschenverachtenden Kulturkreis nicht erzwungen werden kann.

Die Jahre vergehen; vieles ist »passiert«, in der Summe dann aber auch wieder sehr wenig.

Da ist z. B. der Realschulabschluß ohne Abschlußzeugnis; oder die aus Interesse begonnenen Seminarbesuche in Theologie als Gasthörerin. Bittbriefe, viele Bittanträge mußte ich stellen, oder stellen lassen, damit die bürokratischen und organisatorischen Wege für mich geebnet waren. Und dann? Wenn's zu schwer wurde, wenn ich dachte, mein Aufwand an Energie und Durchhaltevermögen zahle sich letztlich nicht aus, wenn über Tage und Wochen mein Alltag sich nur in einem verkrampften Abstrampeln darstellte, und ich allem nur mühsam hinterher hastete – dann gab ich auf. Dann bekundete ich mein Versagen, meine Schwäche, und auch meine Versäumnisse. Gesellschaftliche Ziele um jeden Preis und mit allen Mitteln zu erreichen, war, so scheint es mir, nie meine Absicht. Wenn ich infolge körperlicher Schwäche nicht mehr konnte, und dann auch nicht mehr wollte, gab ich auf. Erst in allerjüngster Zeit ist mir durch intensive Gespräche mit einem Freund, der selbst behindert ist, klar geworden, wie richtig meine Entscheidung in den meisten Fällen war. Zwischendurch war sicher auch manchmal Faulheit im Spiel, aber ich bin so selbstbewußt, um das unter dem Begriff des allgemein Menschlichen stehen zu lassen. Doch das ist nur das eine. Grundsätzlich ist es aber so, daß ich mich sehr gerne an die Zeit meiner Seminarbesuche, mit all den dazugehörigen Gesprächen erinnere. Selbst wenn ich den »Eschatologiebegriff« in seiner ganzen Tiefe wohl nie ganz verstand, selbst wenn ich bei Vorlesungen um das Alte Testament leicht schläfrig wurde, weil sie in einem sehr trockenen Stil vorgetragen wurden, im Ganzen aber machte es mir Freude, Reden mitanzuhören, in denen Hoffnung und eine Zukunftsvorstellung des friedlichen Miteinanders plötzlich in greifbare Nähe rückten. Manchmal versuchte

ich mitzuhalten und merkte erst im nachhinein, daß ich die Geduld mancher Dozenten arg strapazierte, indem ich versuchte, Eulen nach Athen zu tragen.

Eine kritische Bemerkung an dieser Stelle will ich mir nicht verkneifen. Mein plötzliches Verlangen, Theologie zu hören, hatte den Auslöser, daß ich, ohne es mir vielleicht ganz bewußt zu machen, sehr unsicher und zweifelnd geworden war, was es denn mit dem Thema ›Menschlichkeit‹ eigentlich auf sich hatte. Man vergesse nicht, als ich die Idee in mir trug, Theologie hören zu wollen, hatte ich zehn Jahre Erfahrung als Sonderschülerin, Klinikinsasse und etwas später auch als Clubmitglied von Behindertenvereinen hinter mich gebracht.

Mit Religiosität habe ich bis jetzt immer noch nichts zu tun, meine Fragen kann ich nicht durch den Glauben lösen lassen. Ich will versuchen, Spannungen durchzuhalten, soweit es irgend geht. Ich denke, daß ich mich auch dementsprechend äußerte und verhielt, als ich die Kontakte zu den Professoren und Dozenten der Evangelischen Fakultät Frankfurts aufnahm. Fruchtbare Gespräche wurden das, gepaart mit viel Herzlichkeit und Humor. Die Gespräche über meine Lebenssituation wurden auf der sachlichen Ebene ausgetragen, so daß mir Mitleid erspart blieb. Aber, hier stocke ich, Schwarzweißmalerei, die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen...? Frankfurter Theologen als die besten Menschen, wenn es um das Verständnis für eine behinderte Frau geht? Dagegen die hier angesiedelten Therapeuten als das letzte Völkchen, denen es an rechtem Verständnis fehlt? Nach längerem Nachdenken weiß ich jetzt, daß diese Gleichung nicht aufgeht – auch nicht aufgehen sollte...

Mit der Zeit wird man feinfühlicher mit der Selbstkritik; man nimmt's genauer, denn mogeln gilt nicht. Sind die Therapeuten, gleich welchen Couleurs, die schlechteren Menschen, oder mußte ich nicht darangehen, mich der Täuschung zu entledigen, daß Leute, die etwas über Behinderte studierten, gleichzeitig dann auch etwas von Behinderten wissen müssen? Das war für mich die Frage; der Umdenkungsprozeß war schmerzhaft, Wunden sind bis heute noch nicht allesamt geheilt, und die Trauer nach der Enttäuschung verebbt nur langsam.

Inzwischen bin ich wenigstens soweit, daß ich mit diesen »Fachleuten« wieder reden kann, gefühlsmäßig, so denke ich, werde ich meine Abneigung gegen »die Therapeuten« nie ganz verwinden. Ich will sie auch gar nicht verwinden, weil mein Nein ein gesunder Schutz gegen alles ist, was meinem Behindertendasein den Endgültigkeitsstempel aufgedrückt. Man mag denken, daß das ein hilfloser Protest ist, denn die Ansichten der Nichtbehinderten bekommen zwangsläufig die Mehrheit, aber ich bleibe dennoch dabei.

Den geheimen Groll gegen Nichtbehinderte kann wohl kein Behinderter ablegen. Vielleicht ging ich deshalb in die Theologievorlesungen, nicht auf der Suche nach dem Wort Gottes, sondern mit der Hoffnung auf selbstverständliche Menschlichkeit, die nicht im Studium erlernt werden kann, sondern die Voraussetzung für das Studium ist. Ob ich fand, was ich suchte? Sicher in vielen Gesprächen, die ich dort mit den Leuten, die um mich waren, und die mir zunächst bei all meinen Aktivitäten ständig helfen mußten: beim Gehen ebenso wie beim Ein- und Auspacken der Bücher und Papiere. Gab's in der Pause was zu trinken, dann ging die Suche nach dem Strohalm los, zum dreihundert-siebenundachtzigstenmal. Manchmal gibt's Sekunden, in denen ich das sehr entwürdigend finde, für mich und für andere.

Vor fast acht Jahren beendete ich meine Seminarzeit in der gleichen Eigenverantwortlichkeit, wie ich sie begonnen hatte. Meine »Unizeit«, auch wenn sie eine verhältnismäßig kurze Zeit war, erscheint mir heute als gute Phase meines Lebens. Nach langen Durststrecken in den verschiedenen Behinderteneinrichtungen war dies einmal wieder ein Gesellschaftsrahmen, in dem ich aufatmen konnte.

Womit ich nicht sagen will, daß das eine gut und das andere schlecht ist. Ich bin nicht der Ansicht, daß alle Behinderteneinrichtungen abgeschafft werden sollten. Aber ich halte zehnmal lieber die Angst eines Nichtbehinderten aus, wenn er zum ersten Mal mit mir konfrontiert wird, als in den Schonräumen der Kliniken mein Leben aus zweiter Hand zu leben.

Anfang der siebziger Jahre tat sich eine freie Behindertengruppe von Behinderten und Nichtbehinderten zusammen, von der ganz

neue Impulse, Erwartungen und Anregungen ausgingen. Fast ganz von Anfang an gehörte ich zu dieser Gruppe, und ich bin nicht wenig stolz darauf, neue Perspektiven für ein sinnerfülltes Leben in der Behinderung nicht nur gedanklich mit vollzogen zu haben. Zugegeben, vieles, was wir uns in den vielen Diskussionen vorstellten und entwickelten, blieb bis zum heutigen Tag Konstruktion. Schließlich leben wir in einem Land, das bis vor nicht zu langer Zeit den Euthanasiegedanken fast bis zur völligen Perfektion praktizierte. Bis in die weiteren Umkreise der Behindertenarbeit hat diese Gruppe über die Jahre hin viel von sich reden gemacht. Es wäre eine Arbeit für sich, die vielen Stimmen dafür und dawider in gerechter Weise zu betrachten. Meine Aufgabe ist das nicht, ich war ein Mitglied der Gruppe und will parteiisch sein. Fest steht, daß mir diese neue Sicht von Behinderung, die die Nichtfunktionsfähigkeit eines Menschen nicht als Wertminderung sieht – ein noch gefestigteres Selbstwertempfinden gab. Dafür bin ich dankbar, trotz des Wissens, daß das Wort Dankbarkeit auf jeder Behindertenseele lastet. Fragt doch ein jeglicher, der Kraft und Zeit » diesen Geschöpfen« opfert: »Wie hält der's mit der Dankbarkeit?« Tja, wie halte ich es denn nun mit der Dankbarkeit? Vielen, die mich kennen, scheine ich nicht genug dankbar zu sein.

Dankbarkeit ist für mich nur dann eine anerkennenswerte menschliche Regung, wenn sie beidseitig ist; d. h., wenn der Nichtbehinderte im Umgang mit dem Behinderten auch Dankbarkeit empfinden kann – für dessen Dasein, dessen Anteilnahme am Leben, gleichgültig wie begrenzt seine Mitteilungsfähigkeit auch ist. Ein hohes Ziel fürwahr, und daß die Praxis für den Behinderten oft anders aussieht, weiß ich. Und eben weil ich die Praxis deutlich vor Augen habe, lasse ich mich nicht so ohne weiteres auf den Dankbarkeitsbegriff ein. Für mich gilt weiterhin das Prinzip, daß ich vor allem als Mensch anerkannt werden möchte; unabhängig von der Behinderung. Keiner soll mir tränenreich vorschwätzen, daß er sich mit mir behindert fühlt. Das ist kein Trost, sondern Unsinn. Wenn der Nichtbehinderte sich durch die Tatsache meiner Behinderung angegriffen fühlt, so ist das eine ernst zu nehmende Tatsache, die ich respektieren kann;

nur erwarte ich, daß er damit ebenso fertig wird, wie die nichtbehinderte Welt erwartet, daß ich damit fertig werde. Durchaus sind für manche Behinderten (und Nichtbehinderten) meine Schlußfolgerungen zu hart. Aber um mein Leben in meiner Behinderung bestehen zu können, brauche ich eine gewisse Strenge gegen mich und meine Umwelt, da die Gefahr des Selbstmitleids in allen Ecken lauert.

Rückblenden sind schwer, zum wiederholten Mal muß ich das sagen. – Fehler, Versäumnisse, Nachlässigkeiten schlichen sich ein, in all den Jahren des Alleingangs. Auch wenn ich mir hundertmal sagte, daß ich für mich selbst verantwortlich sei, bewußt erwachsen sein wollte, war letztlich der Maßstab für mein Handeln, und auch manchmal für mein Nichthandeln, meine Mutter. In meiner Rückblende führt daran kein Weg vorbei, immer ist man geprägt von dort, woher man kommt. Im Unterschied zu damals stehe ich heute eher dazu, und begreife, weshalb meine Mutter so unglaublich große Schwierigkeiten mit meiner Behinderung hatte. Heute habe ich einige Freundinnen, die von ihrer Art und ihrem gesellschaftlichen Hintergrund durchaus Ähnlichkeit mit meiner Mutter haben. Ihre Kinder sind inzwischen groß und das mütterliche Aufatmen, jetzt endlich einmal wieder zu sich selbst finden zu können, nicht mehr für alles verantwortlich und zu jeder Zeit präsent sein zu müssen, das sind dieselben Seufzer wie bei meiner Mutter. Der Unterschied zu diesen Frauen und Müttern besteht nur darin, daß meine Behinderung meine Mutter nie ganz aus ihrer Verantwortung entließ. Sie konnte nicht gleichermaßen aufatmen, und das ließ sie auch fühlen.

Wer mir hierin eine »zu harte Kritik« meiner Mutter gegenüber anlastet, versteht mich nicht. Ich will nicht Schuld zusprechen. Damit kommt man nicht weiter. Fest steht für mich, daß Vergangenheit und Herkunft sich nicht leugnen lassen, daß ich dem seine Bedeutung lassen muß, und was sich hinter dieser Bedeutung als Fehler herausstellt, ruhig gelten lassen will.

In der Zeit, nach dem Tod meiner Mutter, war mir wichtig, daß es immer etwas zu tun gab, auch neben meiner Beschäftigung des Schreibens und des Lesens. Immer schaute ich zu, daß ich

irgendwo hingehen konnte, oder daß mich Leute besuchten. Die Stille, die in der allerletzten Zeit in der mütterlichen Wohnung herrschte, und die schon Züge des Versteckens hatte (Krankheit und Armut hatten sich im Gesellschaftsverständnis meiner Mutter zu verstecken), mied ich bewußt. Soweit es meine körperlichen Kräfte erlaubten, ging ich überall hin und machte immer mit. So entstand ein Freundeskreis, der mir in vielen Stunden Hilfe und Anregung gab.

Die Freunde

Ach je, was sollt ich dazu sagen? Etwa: daß alle meine Freunde die liebsten Leute sind, die es gibt; daß unser gegenseitiges Verständnis unbegrenzt ist; daß ich mich zu jeder Zeit über jeden ihrer Besuche freue und niemals die Melancholie bekomme, bzw. zeige, wenn sie wieder gehen...? Eine ganze Reihe von Leuten kenne ich, die das tatsächlich erwarten, dieses unentwegt tapfere Lächeln und alles was tiefer sitzt, »wir wissen ja, daß es schwer ist, aber...«. Bis auf die ganz wenigen Momente, wo mir gefühl- und handlungsmäßig mein Lebenskonzept aus den Händen rutscht, und ich auf die enge Fürsprache der Freunde wirklich angewiesen bin; bis auf diese Momente, versuche ich, jenen Menschen, die mir Freundschaft anbieten, Partner zu sein. Da es im menschlichen Verhältnis untereinander die merkwürdigsten Dinge gibt, sind meine Erfahrungen mit Freunden sehr unterschiedlich.

Wahrscheinlich wurde ich mit der Zeit unduldsamer. Leute, die sagen, sie brauchen den Abstand, weil meine Art, zusammen mit der Behinderung, zu sehr belastet, sie bekommen den Abstand, ich melde mich nicht mehr bei ihnen. Nicht in allen Fällen ist dies die richtige Haltung, um den Integrationsgedanken wirklich lebendig werden zu lassen, das weiß ich. Aber was soll ich denn machen? Immer nur das Nichtertragen, das Nichtwissen (-wollen?) einer zugegebenermaßen zweifelhaften Nichtbehindertenwelt dulden und verstehen? Von meiner Seite ist es keine generelle Absage, keine endgültige Trennung, schon aus Selbsterhal-

tungsgründen nicht. Was ich mir aber zugestehe, ist, Stellung zu beziehen. Dazu gehört, daß ich mich weigere, die Objektrolle zu übernehmen, weil sich einer mildtätig an mir abreagieren will. Beziehungen, die ich heute pflege, die ich mir aufbaute, sind weitgehend vom partnerschaftlichen Miteinander bestimmt. Auch das war ein Lernprozeß für mich, denn jede Partnerschaftlichkeit hat den vollen Preis der Eigenverantwortlichkeit. Meine engsten Freunde wissen, daß ich den, trotz großer selbsterbaulicher Reden, nicht zu allen Zeiten zahlen wollte. Gute, mittelbürgerliche Maßstäbe sind nicht in allen Lebenslagen das beste Erziehungsmittel für Schwerbehinderte wie mich, die darangehen, ihren Lebensweg allein zu gehen bzw. zu rollen.

Freundschaft und Geborgenheit, ein vertrauensvolles Miteinander, ist unter der Prämisse, daß der Nichtbehinderte sich als der leistungsstärkere Mensch sieht, angstfrei und selbstverständlich nicht möglich. Perfekte Auswege aus diesem Dilemma hat meines Wissens bis jetzt noch keiner. Ein wenig hoffnungsvoll bin ich nur bei dem Gedanken, daß eine Reihe von Behinderten, so wie ich selbst, diese Mechanismen durchschauen, ohne in ohnmächtige Trauer zu versinken, und dazu Stellung nehmen. Jeder Behinderte wird für sich entscheiden, bis wohin er seine Objektrolle anerkennt und von welchem Punkt an er auf seiner Individualität besteht. Das ist der Eröffnungszug, dann beginnt das Spiel, das keineswegs in allen Phasen und bei jedermann friedlich verlaufen muß.

Ich überdenke: Was ich hier schreibe, beziehe ich auf Freundesbeziehungen – und da lege ich bewußt in aller Konsequenz strengere Maßstäbe an. Die meisten Menschen, die ich treffe, helfen mir in irgendeiner Weise. Menschlich gesehen verpflichtet mich das ihnen gegenüber, und dennoch will ich nicht allen gleichermaßen begegnen.

Nach all den Jahren, da es mir geglückt ist, außerhalb des allgemeinen Behindertenspektakels von Werkstätten, Schulbetrieben, Reha-Einrichtungen und den speziellen Freizeiteinrichtungen mein Leben zu gestalten, frage ich mich, ob es sinnvoll ist, wenn ich »diesen Leuten irgendwann einmal meine Meinung sagen möchte«; daß man Behinderte straflos in irgendwelchen

Schubfächern ablegt (immer noch von acht bis vier) und ihnen allgemeine Initiativlosigkeit unterstellt, wenn man ihnen zuvor alle materiellen Mittel auf ein Minimum herunterkürzt. Mein Dilemma ist unvermeidlich: Sage ich nichts, und arrangiere mich mit jeglicher therapeutischen und bürokratischen »Obrigkeit«, wie liberal sie inzwischen auch ist, schiebe ich persönlich die ruhigere Kugel. Allerdings gehen mir dann die Behinderten, die in Heimen oder sehr schwierigen familiären Situationen ein Leben fristen, noch weniger aus dem Kopf. Darf ich die Not totsichweigen, von der ich weiß, daß sie existiert? Eine Not, mit der sich so gut wie jeder Nichtbehinderte irgendwo, irgendwann abgefunden hat. Wenn ich meine Meinung sage, drifte ich ab ins Querulantentum. Enttäuscht wenden sich viele ab, weil sie mich für »klüger« hielten und ich, vergangene Zeiten zeigten es, komme mit dem Frust dann auch nicht gut zurecht.

Ernst Klee

Behindert

Ein kritisches Handbuch
316 Seiten, Broschur

Behinderten-Report

Band 1418

Behinderten-Report II

»Wir lassen uns nicht abschieben«

Band 1747

Psychiatrie-Report

Band 2026

Pennbrüder und Stadtstreicher

Nichtseßhaften-Report

Band 4205

Gottesmänner und ihre Frauen

Geschichten aus dem Pfarrhaus

Band 6402

Behinderten-Kalender 1980

Rechte · Tips · Nachrichten

Band 4502

Behinderten-Kalender 1981

Rechte · Tips · Nachrichten

Band 3304

Behinderten-Kalender 1982

Rechte · Tips · Nachrichten

Band 3313

S. Fischer/Fischer Taschenbuch Verlag

Psychologische Ratgeber

Legasthenie

Herausgegeben von Michael Angermaier. Band 6306

George R. Bach/Herb Goldberg

Keine Angst vor Aggression

Band 3314

George R. Bach/Peter Wyden

Streiten verbindet

Spielregeln für Liebe und Ehe. Band 3321

Hellmuth Benesch/Walther Schmandt

Manipulation und wie man ihr entkommt

Band 3310

Dieter Boßmann

Die verdammten Hausaufgaben

Was können Eltern tun? Band 3012

Cliff Cunningham/Patricia Sloper

Hilfe für Ihr behindertes Baby

Früherkennung und Therapie. Band 3303

Elisabeth Dessai

Kinderfreundliche Erziehung in der Stadt

Band 3330

Ann Faraday

Deine Träume – Schlüssel zur Selbsterkenntnis

Ein psychologischer Ratgeber. Band 3306

Mechthild Firnhaber

Legasthenie

Wie Eltern helfen können. Band 3327

Fischer Taschenbuch Verlag

Psychologische Ratgeber

Otto F. Gmelin

Mama ist ein Elefant

Die Symbolwelt der Kinderzeichnungen. Band 3305

Rolf Grigat

Konflikte zwischen jung und alt

Ratschläge für den Umgang mit Jugendlichen. Band 3301

Theodor Hellbrügge

Das sollten Eltern heute wissen

Über den Umgang mit unseren Kindern
Band 3331

Winfried Klinke

Womit soll mein Kind spielen?

Band 3309

Else Meyer

Eltern im Drogenproblem

Erfahrungen aus der Hilfe durch Selbsthilfe. Band 3329

Ranne Michels/Rainer Kippe

Guter Hoffnung

Wie wir die Angst vorm Kinderkriegen überwinden
Band 3315

Nossrat Peseschkian

Der Kaufmann und der Papagei

Orientalische Geschichten als Medien in der Psychotherapie
Band 3300

Fischer Taschenbuch Verlag

Psychologische Ratgeber

Gerd Reiber

Eltern helfen lernen

Band 3319

Heinrich Sattler

Das Leben beginnt mit sechzig

Band 3018

Barbara Sichtermann

Leben mit einem Neugeborenen

Ein Buch über das erste halbe Jahr. Band 3308

Reinhard Stalman

Psychosomatik

Wenn die Seele leidet, wird der Körper krank

Ein Therapeut erklärt Fälle aus der Praxis

Band 3332

Tine Thevenin

Das Familienbett

Geborgenheit statt Isolation

Band 3337

Sven Wahlroos

Familienglück kann jeder lernen

Band 3302

Edward Whelan/Barbara Speake

Hilfe für geistig Behinderte

Erziehung zur Selbständigkeit. Band 3311

Gerlinde M. Wilberg

Zeit für uns

Ein Buch über Schwangerschaft, Geburt und Kind

Band 3307

Fischer Taschenbuch Verlag

Sozialwissenschaften

Howard S. Becker

Außenseiter

Zur Soziologie abweichenden Verhaltens
Band 6624

Daniel Bell

Die Zukunft der westlichen Welt

Kultur und Technologie im Widerstreit
Band 3411

Peter Berger/
Thomas Luckmann

Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit

Eine Theorie der Wissenssoziologie
Band 6623

Gisela Bleibtreu-Ehrenberg

Homosexualität

Die Geschichte eines Vorurteils
Band 3814

Ernest Borneman

Das Patriachat

Band 3416

Wilfried Gottschalch/Marina Neumann-Schönwetter/
Gunther Soukop

Sozialisationsforschung

Materialien, Probleme, Kritik
Band 6503

E. Heller

Wie Werbung wirbt: Theorien und Tatsachen

Band 3839

Kurt Jürgen Huch

Einübung in die Klassengesellschaft

Band 6276

Erna M. Johansen

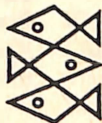
Betrogene Kinder

Eine Sozialgeschichte der Kindheit
Band 6622

Gerhard Kraiker

§ 218 – Zwei Schritte vorwärts, einen Schritt zurück

Eine Analyse der Reform des § 218 in der Bundesrepublik Deutschland
Band 3835



Fischer Taschenbuch Verlag

FISCHER BOOT

Christel Schütz (Hrsg.)

Das neue Narrenschiff

Erzählungen für junge Leute
Band 7501

Melchior Schedler

König Kupferkopf

Kinderroman. Band 7502

Das Fort der Roten Büffel

Kinderroman. Band 7518

Johannes Schenk

Die Stadt am Meer

Kinderroman

Mit Zeichnungen von
Natascha Ungeheuer

Band 7503

Ernst Kreuder

Luigi und der

grüne Seesack

und andere Erzählungen

Band 7504

Ingrid Zwerenz

Frauen –

Die Geschichte des § 218

Band 7505

Margot Lang

Als Oma Josefine wurde

Jugendroman. Mit Illustrationen von Gisela Lawrenz.
Band 7506

Nina Hagen –

Rocksängerin

Lerryn – Liedermacher

Kurzbiographie, Materialien, Dokumente, Interviews, Fotos, Alltagssituationen. Band 7519

Wolfgang Körner

Drogen-Reader

Erzählendes Sachbuch
Band 7507

**Nach Skandinavien reisen
von Jütland zum**

Nordkap

Mit Fotografien des Autors
Band 7526

Rudij Bergmann (Hrsg.)

Nachrichten vom

Zustand des Landes

Essays, Gedichte, Satiren,
Kurzgeschichten, State-

ments. Band 7508

Fischer Taschenbuch Verlag

FISCHER BOOT

Karlhans Frank

**Himmel und Erde mit
Blutwurst**

Geschichten und Gedichte
Band 7509

Nach Schottland reisen

Mit Fotografien von
Peter Hetzel. Band 7512

Franz Hohler

Tschipo

Kinderroman. Mit Zeich-
nungen von Arthur Loosli.
Band 7510

**Der Granitblock im
Kino und andere
Geschichten**

Band 7549

Heike Kraft

**Wie der Hase an den
Dürer kam**

Geschichten zum Thema
Kunst. Band 7511

Balthasar, der Erfinder

Roman. Mit 20 Abbildun-
gen. Band 7532

Norgard Kohlhagen

**Nicht nur dem Manne
untertan. Frauen, die
die Welt veränderten**

Mit Porträts von
Gisela Lawrenz
Erzählendes Sachbuch
Band 7514

**»Sie schreiben wie ein
Mann, Madame!«**

Von der schweigenden Frau
zur schreibenden Frau
Mit Porträtzeichnungen von
Gisela Lawrenz
Erzählendes Sachbuch
Band 7539

**»Unsere frühesten
Jahre sind nicht die
glücklichsten«**

Dichterinnen beschreiben
Jugendjahre. Band 7542

Frederik Hetmann

Schüler spielen Theater
Spielvorlagen, Anleitungen,
Erfahrungsberichte
Band 7515

Eine schwierige Tochter

Die Geschichte einer
irischen Rebellin
Band 7531

Fischer Taschenbuch Verlag

FISCHER BOOT

**Inge Latz/Petra Kaster/
Gisela Meussling**
**Der singende
Gummibaum**
Kinder-Comic-Liederbuch
Band 7516

Evelyn Bromberger
**Auf der Sonnenseite
der Straße**
Eine Trampergeschichte
Band 7517

**Ich bin doch nicht
Schneewittchen!**
Roman. Band 7545

James Street
Er nannte ihn Lady
Roman. Band 7520

**Peter Schultze-Kraft
(Hrsg.)**
**Kinder sind auf der Welt,
um glücklich zu sein**
Lauter unguete Geschichten
Band 7521

Gisela Karau
**Janusz K. oder Viele
Worte haben einen
doppelten Sinn**
Roman. Band 7522

Rachel Field
Die Tochter des Riesen
Roman. Band 7523

Gertrud Wilker (Hrsg.)
Kursbuch für Mädchen
Mit einem Vorwort von
Luise Rinser. Band 7524

Claudia Bauer
**Liebe Eltern, 1000 Dank,
doch Eure Welt, die
macht mich krank**
Roman. Band 7528

Martine Carton
Mädchenfragen
Band 7529

Fischer Taschenbuch Verlag

FISCHER BOOT

Anne Frank
Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus
Band 7533

Wilhelm Genazino
Beruf: Künstler
Erzählendes Sachbuch
Band 7535

Dagmar Chidolue
Juls Haus. Band 7536

Helmut Ortner
Hinter Schloß und Riegel
Szenen aus dem Knast
Erzählendes Sachbuch
Band 7537

Hans Kruppa (Hrsg.)
Wo liegt Euer Lächeln begraben?
Gedichte gegen den Frust
Band 7538

Walter Hansen
Der Detektiv von Paris
Das abenteuerliche Leben
des François Vidocq
Roman. Band 7540

Elsemarie Maletzke
Nach Irland reisen
Mit Fotografien von
Achim Hannemann
Band 7541

Leonie Ossowski
Stern ohne Himmel
Roman. Band 7546

Hermann Ebeling
Daisy Day über New York
Science-fiction-Roman
Band 7547

Fritz Theilen
Edelweißpiraten
Herausgegeben und mit
einer Dokumentation von
Matthias von Hellfeld
Erzählendes Sachbuch
Band 7548

Ulf Malmgren
Joel und Lena
Roman. Band 7552

Fischer Taschenbuch Verlag

Behinderten-Ratgeber

Behinderten-Kalender 1980

Herausgegeben von Ernst Klee
Rechte, Tips, Nachrichten. Band 4502

Behinderten-Kalender 1981

Herausgegeben von Ernst Klee
Rechte, Tips, Nachrichten. Band 3304

Behinderten-Kalender 1982

Herausgegeben von Ernst Klee und Gusti Steiner
Rechte, Tips, Nachrichten. Band 3313

Behinderten-Kalender 1983

Herausgegeben von Gusti Steiner
Rechte, Tips, Nachrichten. Band 3317

Behinderten-Kalender 1984

Herausgegeben von Gusti Steiner
Rechte, Tips, Nachrichten. Band 3328

Behinderten-Kalender 1985

Herausgegeben von Gusti Steiner
Rechte, Tips, Nachrichten. Band 3341

Ernst Klee

Behinderten-Report. Band 1418

Behinderten Report II. Band 1747

Rechtslexikon für Behinderte

Band 3342

Cliff Cunningham/Patricia Sloper

Hilfe für Ihr behindertes Baby

Früherkennung und Therapie. Band 3303

Edward Whelan/Barbara Speake

Hilfe für geistig Behinderte

Erziehung zur Selbständigkeit. Band 3311

Fischer Taschenbuch Verlag





Christa Schlett

1943 in Frankfurt/M. geboren. Nach zwei Monaten ärztliche Bestätigung der spastischen Lähmung. 1960–1970 besuchte sie die Schule für Körperbehinderte.

1970 erschien die erste Fassung von »...Krüppel sein dagegen sehr«, 1975 ihr Buch »Babs – eine Mutter entscheidet sich für ihr körperbehindertes Kind«, 1978 der Bildband »Ich will mitspielen«.

Mitarbeit beim Saarländischen Rundfunk, sowie Beiträge in verschiedenen Zeitschriften.

Christa Schlett hat ihren Lebensbericht in diesem Buch fortgeschrieben.

...Krüppel sein dagegen sehr Lebensbericht einer spastisch Gelähmten



**FISCHER
BOOT** 

ISBN N 3-596-27551-2